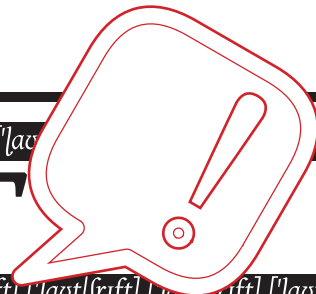


LAUT/SCHRIFT



Infos zur Baustelle
Uni-Mythen enthüllt
Im Gespräch mit Rektor Zimmer
Lautschrift international: Reportagen
Die Bedeutung unserer Kugel



UNiENTDECKTES

Ein **Bomben**geschäft.



Der Krieg, im Sudan.
Die Waffen, made in Germany.

Die Aktionsgruppe Global Gerech präsentiert:

Global Dinner III

Mittwoch, 14. Januar 2009, 19.00 Uhr, FH-Mensa.
Eintritt frei!



Editorial

Liebe Studentinnen und Studenten, liebe Leserinnen und Leser,

viele von euch werden sich noch an dieses Szenario erinnern: Das erste Mal vorbei an der Kugel, vorbei an Hörsaal Türen, deren Beschriftung eher an Parkhäuser als an Musentempel erinnert, das erste Mal sich irgendwie deplatziert fühlen neben all den klobigen Betonquadern, aus denen die künftige Wirkungsstätte geformt ist. In den nächsten Wochen und Monaten heißt es sich zurechtfinden. Wenn man Glück hat, verselbstständigen sich die Abläufe dann irgendwann, man findet seine Seminarräume auf Anhieb, kennt den Busfahrplan, ... Routine kehrt ein, und aus der großen Unbekannten namens Uni Regensburg wird zumindest ein Stück weit eine Vertraute.

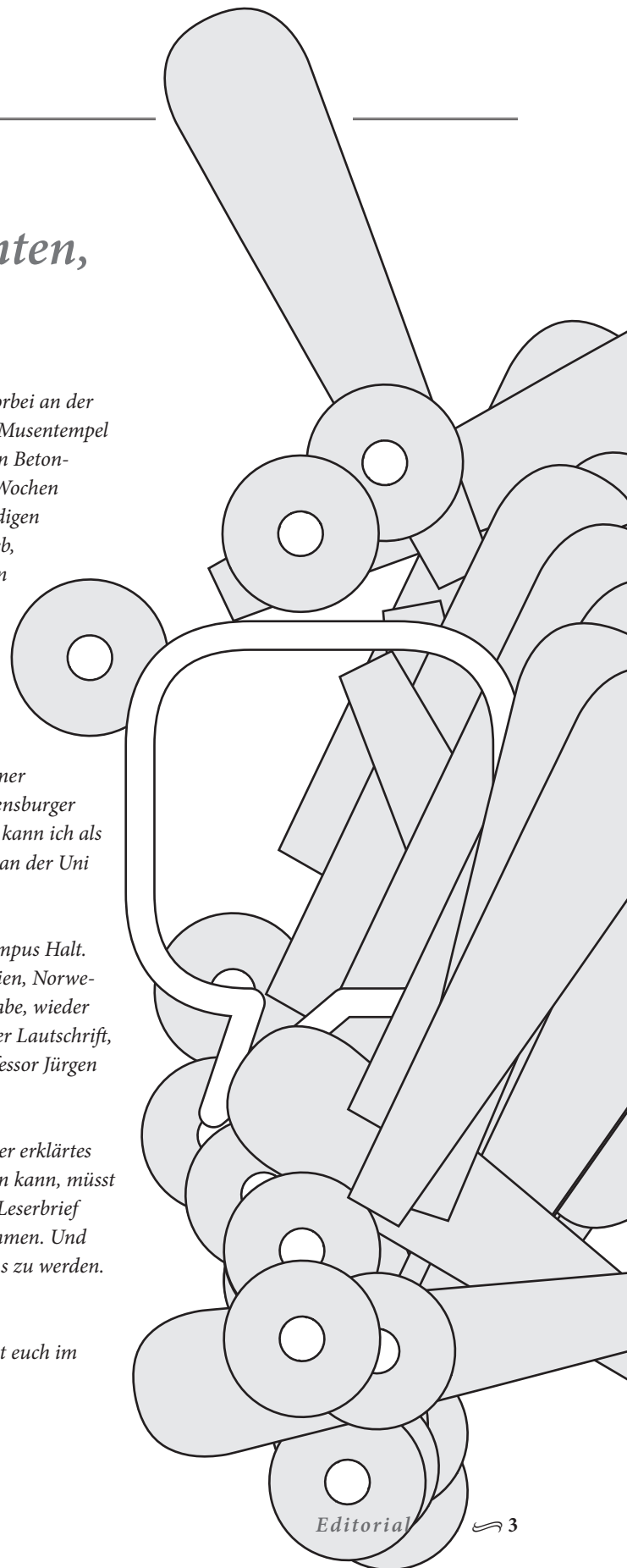
Und doch gibt es, im wörtlichen wie im übertragenen Sinn, graue Flecken auf der persönlichen Uni-Landkarte. Vieles bleibt im Verborgenen. Positiv gewendet könnte man auch sagen: Es gibt immer etwas zu entdecken. Damit nicht Essenzielles unentdeckt bleibt, wollen wir euch auf die Sprünge helfen. Die vorliegende sechste Ausgabe der Lautschrift will – wie immer in der altbewährten Form des Themenheftes – Fragen beleuchten, die das Regensburger Studentenleben mit sich bringt: Wie geht es mit der Uni-Baustelle weiter? Wie kann ich als Student Einfluss auf den Mensa-Speiseplan nehmen? Und wer trifft eigentlich an der Uni die richtungsweisenden Entscheidungen?

Aber unsere kleine Entdeckungsreise macht nicht an den Grenzen des Uni-Campus Halt. So berichten vier unserer Autoren über ihre Aufenthalte in Südafrika, Australien, Norwegen und Mexiko. Zudem präsentieren wir euch, wie schon in der letzten Ausgabe, wieder Literarisches aus der Feder eurer Kommilitonen: Passend zum Leitthema dieser Lautschrift, berichten diesmal die Teilnehmer der „Schreibwerkstatt“ von Germanistikprofessor Jürgen Daiber in sechs Kurzgeschichten von der Begegnung mit dem Unbekannten.

Ein Aufruf zum Schluss: Die Lautschrift versteht sich als offene Plattform; unser erklärtes Ziel ist es, den Dialog innerhalb der Universität zu fördern. Damit das gelingen kann, müsst ihr euch zu Wort melden. Ob kurze Mail mit Feedback zum Heft, druckreifer Leserbrief oder Artikel – eure Beiträge, Meinungen und Anregungen sind immer willkommen. Und vielleicht hat der eine oder die andere sogar Lust, Teil unseres Redaktionsteams zu werden. Meldet euch einfach bei uns: lautschrift@googlemail.com.

Viele neue Entdeckungen und viel Spaß beim Lesen der Lautschrift #6 wünscht euch im Namen der Lautschrift-Redaktion

Franz Himpsl
Redaktionsleitung



STELLUNGNAHME DER STUDIERENDENVERTRETUNG ZUM AUSGANG DER REKTORWAHL

Mit großer Sorge haben wir den Ausgang der Rektorwahl am 24. Oktober aufgenommen. Es ist sehr bedauerlich, dass sich die Mitglieder im Hochschulrat nicht auf einen gemeinsamen Kandidaten verständigen konnten. Sicherlich muss dieses Ergebnis analysiert und auch hinterfragt werden, da es in gewisser Weise die derzeitige Atmosphäre an der Universität widerspiegelt. Dabei müssen sich alle Mitglieder der Universität ihrer Verantwortung bewusst werden und gemeinsam auf das Ziel hinarbeiten, möglichst zügig die Rektorwahl abzuschließen, damit die Universität handlungsfähig bleibt und für die Zukunft planen kann.

Aus diesem Grund fordern wir, die Vertreter der Fachschaften, der Hochschulgruppen, des Sprecherrats sowie des Senats, im Verfahren der Rektorwahl auf folgende Punkte zu achten:

1. Das Verfahren muss transparenter als bisher gestaltet werden. Derzeit entscheidet der Hochschulrat, als einziges Gremium allein über die Rektorwahl und schließt so die übrigen Mitglieder der Universität von einem Meinungsbildungsprozess aus.

Ohne die Arbeit des Hochschulrates abzuwerten, sollte eine derart zukunftsweisende Entscheidung auf Grundlage eines intensiven Dialogs mit allen Gruppen der Universität getroffen werden. In Zukunft ist daher die Vorstellung der Kandidaten vor einem breiteren Publikum, d.h. vor dem studentischen Konvent, dem Sprecherrat, den Fakultätsräten und dem

Senat, wünschenswert. Ein intensiver Dialog und eine zeitnahe Entscheidung schließen sich nicht aus.

2. Entscheidungen solcher Tragweite erfordern eine entsprechende Prioritätensetzung von Seiten des Hochschulrates. Die Hauptverantwortung liegt hierbei beim Vorsitzenden, der für die Weitergabe von Informationen über die Rektorwahl verstärkt zuständig sein sollte. Darüber hinaus ist die persönliche Anwesenheit des gesamten Hochschulrates bei den regulären und Sondersitzungen notwendig.

3. Wir vertreten die Ansicht, dass die Stimmverhältnisse innerhalb des Hochschulrates überdacht werden sollten. Die letzte Abstimmung hat offenbart, dass die bestehende Regelung in der Grundordnung nicht praktikabel ist. Um weitere lähmende Patt-Situationen bei zukünftigen Abstimmungen zu vermeiden, soll im dritten Wahlgang die Mehrheit der internen Mitglieder entscheiden.

4. Abschließend möchten wir noch einmal betonen, dass wir an einer schnellen Lösung interessiert sind. Wir wollen am Meinungsbildungsprozess mitwirken und für einen reibungslosen Übergang der Amtsgeschäfte an den neuen Rektor sorgen, damit sich die Universität ohne Verzögerungen weiterentwickeln kann. Der studentische Konvent hat sich bereits mit dieser Thematik befasst und wir hoffen, dass wir als Studierende in den weiteren Prozess mit eingebunden werden.



Sternbergstraße 18d
93053 Regensburg
Tel.: (0941)791141
Fax: (0941)795622
information@s-druck.info

Inhalt

Folgendes wurde von der
Lautschrift entdeckt:



Seite 7
~ Kultstätten



Seite 8
~ Unsere Generation



Seite 9
~ Afrika



Seite 12
~ Unser Rektor



Seite 14
~ Die Uni-Mythen



Seite 16
~ Unsere Baustelle



Seite 17
~ Norwegen



Seite 20
~ Der Baustellen-Chef



Seite 22
~ Unsere Kugel



Seite 24
~ Die FH-Mensa



Seite 25
~ Das Unbekannte



Seite 30
~ Unsere Cafeten



Seite 31
~ Australien



Seite 34
~ Der Campus



Seite 36
~ Die Welt
der Ameisen



Seite 41
~ Mexiko

[Laut|schrift]

IMPRESSUM

Redaktion

Franz Himpsl (verantwortlich),
Kathrin Emmerdinger, Angelika
Endres, Nancy Garcia-Fregoso, Corina
Hajak, Sophia Heißbauer, Alexander
Lüttich, Lucia Mederer, Irene Menzel,
Natascha Platz Batista Da Silva

Mitarbeiter

Anna Maria Aigner, Katharina
Brunner, Mandy Giller, Alexandra
Königseder, Wolfgang Rath, Jan
Runzheimer, Veronika Sigl

Layout

Franz Himpsl

Bilder

F. Himpsl (Seite 1, 6, 16, 25, 34, 35),
C. Hajak (7), A. Königseder (9, 10),
A. Endres (12, 20, 24, 40), Wikimedia
Commons (14, 15, 36), I. Menzel (17,
18), J. Runzheimer (31, 32), A. Lüttich
(37), K. Emmerdinger (41, 43, 44, 45)

Herausgeber



Studentischer SprecherInnenrat
der Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg

Kontakt

lautschrift@googlemail.com
www.lautschrift-zeitung.de

Druck

S-Druck, Regensburg



Nippestempel

Fresseerklärung

Universitätsbibliotheken. Die verwunschenen Orte der Freigeister – so existierten sie jedenfalls in der Vorstellung meiner prästudentischen Lebensabschnitte – sind sehr eigene und merkwürdige Orte, wobei merkwürdig, wenn man sich es einmal genauer betrachtet, ja keinesfalls ein negativer Begriff ist: Etwas ist würdig genug um es sich zu merken. Also wichtig, interessant, bemerkenswert!

Es finden sich jedenfalls an oder in diesen Palästen gespeicherten Wissens die verschiedensten Lernexemplare, welche sich beobachten lassen, wenn man selbst ein recht zweifelhaftes darstellt. Die am besten vertretene Fraktion sind die Einrichter, wahre Innenarchitekten mit einem Faible für eine erschlagende Quantität an Accessoires. Sie verteilen unzählige Gegenstände um sich herum, welche prozentual weit mehr zu den nicht-fachlichen Arbeitsgegenständen zählen dürften. Um nur ein paar wenige genannt zu haben: Papiertaschentücher in kreativem Duft- und Farbenreichtum, Lippenfettstifte, Tabakbeutel, 17 verschiedenfarbige Textmarker, zwei, drei Bananenkisten voller Karteikarten, das zweite Paar Socken, allerlei Technisches wie MP3-Player, Handy, Laptopladergeräte und natürlich eine mehrere Paare umfassende Ohropaxschachtel, damit man sich auch ganz sicher vollkommen ungestört in Literarisches, Wissenschaftliches, ganz allgemein: Erleuchtendes, vertiefen kann. An die Jahreszeit angepasst können noch verschiedene Brillenetuis, Schals oder eine kleine Hausapotheke hinzukommen. Auch am Verhalten den restlichen Anwesenden gegenüber sind Parallelen oder gar Konstanten zu ziehen: Je mehr Gerümpel, je poppiger die Ohropax, umso häufiger

schweift der Blick zum Fenster oder Dach, welche an den anstrengenden Tagen, an denen man vor Selbstmitleid über das eigene Schicksal fast zu zerfließen droht, von weichen Lichtstrahlen durchdrungen werden ... auch werden die Mitgeplagten



genauestens in Augenschein genommen, die Stifte gespitzt und natürlich grausamter, sich ständiger wiederholender Akt ist der Blick zu den hoch über den Köpfen thronenden Zeigern, die durch ihre spitze dolchartige Form die grausige Idee aufkeimen lassen, dass sie es ganz sicher sind, welche die Sonne abends zum Platzen bringen und dunkelste Schwärze über uns

hereinbrechen und so den Himmel noch schwerer über nicht getaner Arbeit lasten lässt ... Da stellt sich mir nur die Frage, wer den Mond aufbläst, aber wahrscheinlich ist das alles nur eine Frage von gerissener Neumaterialentwicklung, Unmengen Helium und natürlich Druckunterschieden!

Der Höhepunkt dieses Feldzuges gegen die Konzentration, dessen gerissenstes Manöver die Selbstüberlistung darstellt, ist der Gang zur Toilette, in die durch Baustellenhütchen abgesteckte Raucherzone oder ganz Disziplinlose beschleunigen ihren Schritt in Richtung Cafete, um sich dann bei den Kommilitonen so richtig über das immense Lernpensum auszulassen. Nach fünf Minuten wundern sie sich über die seltsamen Gesten und die Schweigsamkeit des Gegenübers, ach ja, die Ohrstöpsel! Meine Güte, über der ganzen Produktivität vergessen sie rauszunehmen ...

Meine Vorstellung von Tagen, die das hässliche Wort „effektiv“ ausfüllen, sieht schnörkellos aus. Vertiefung ohne unnötige Lippenpflege, karierte Filzpantoffeln, Kaugummis zur Konzentrationsverbesserung oder weitere – ohne Zweifel schöne – Dinge dieser Welt. Die Umgebung muss ausgeblendet werden können durch den Stoff, das Wissen, die mein Interesse sich überschlagen lassen, nicht durch ganze Beistelltische voller Kram.

Ich warte auf diesen Tag. Solange freue ich mich an der Vielfalt von architektonischen Meisterwerken, die sich auf den Tischen bilden, welche man mit Traubenzuckerklotzminaretten (niemals den Blutzuckerspiegel aus den Augen verlieren!) krönen kann. Und meinem eigenen Bücherstapel würde ein kleines Kissen für integrierte „Power-Napping-Sessions“ sicher unglaublich gut stehen!

Corina Hajak

Die unentdeckte Generation

Von Wolfgang Rath

Vor genau vierzig Jahren war es also, dieses legendäre Jahr, das scheinbar einer gesamten Generation seinen Stempel aufdrückte – das Jahr 1968. Man spricht heute ganz selbstverständlich von den „68ern“. Für die, die dabei gewesen sind, eine fast magische Jahreszahl, Anlass für verklärende Rückblicke, Stolz auf die eigene Dynamik und Ersatz für die Kriegsberichterstattung der Väter-Generation.

Aber wer und was waren die „68er“ genau?

Vereinfachend gesagt, zeigten sich Werte und Ideale der „68er-Bewegung“ – einer weltweit in etwa simultanen Bewegung – im Protest gegen die starren autoritären Strukturen in Bildung und Erziehung, den Vietnamkrieg, die anhaltende Rassendiskriminierung, die Sexualmoral, die Nichtaufarbeitung des Nationalsozialismus, den immer radikaler werdenden Kapitalismus, der damit verbundenen Ausbeutung und der Unterdrückung durch totalitäre Systeme.

War es wirklich jenes alle jungen Leute einschließende Massenphänomen?

1968 gab es in der Bundesrepublik 280.000 Studenten, fünf Prozent eines Jahrgangs. Der SDS hatte bundesweit höchstens 2.500 Mitglieder, selbst in Berlin gehörte bestenfalls ein Drittel der Studenten zu den Demonstranten, die nach 1969 in eine Vielzahl von politisch organisierten Gruppen zerfielen. Aber wenn

man das weltweite Ausmaß der Bewegung betrachtet, ist die „68er-Generation“ im Vergleich zu den vielen Versuchen, den nächsten Generationen einen Namen zu geben, berechtigterweise im Lexikon zu finden. Es muss schon ein besonderes, von politischem Denken und Idealismus geprägtes Lebensgefühl in jener „Hippie-Zeit“ geherrscht haben. Natürlich gab es damals einen guten Nährboden für eine solche Entwicklung.

Wie sieht es heute aus? Was bewegt die jungen Leute heute?

Florian Illies kreierte in seinen Büchern die „Generation Golf“, welche die zwischen 1965 und 1975 Geborenen einschließt und den Golf als qualitativ hochwertiges Auto genießt. Man kann die Jahrgänge aber auch bis in die 1980er Jahre aufstocken. Die „Generation Golf“ empfindet ein Aufbegehren gegen die Eltern als nutzlos, hält nicht viel von Politik und gesellschaftskritischem Engagement und sucht ihr Glück in Markenqualität, Mode, Lifestyle und Hedonismus. Jene Generation konnte eine materiell sorgenfreie, behütete Kindheit erleben und ist auch heute noch sehr durch konsumorientiertes Verhalten gekennzeichnet. Als großes Feindbild gelten die Werte und Ideale der 68er-Generation und diejenigen, die ihr heute ähnlich sind, oder „überlebt“ haben.

Die Protagonisten der Popliteratur (und einige Autoren selbst – vor allem Christian Kracht) zum Vorbild, entwickelte sich eine der „Generation Golf“ sehr ähnliche, aber in Konsumverhalten und Modebewusstsein deutlich extremere „Schampus- und Cashmere-Generation“. Beim Blick in

manche „High-Society-Lokale“ lässt sich deren Existenz auch – oder mehr denn je – im Jahr 2008 nicht leugnen. (Bei all dem darf man aber nicht vergessen, dass Florian Illies ein Generationenbild *konstruiert* hat. Es ist fragwürdig, ob solche Verallgemeinerungen immer den Kern der Sache treffen.)

Heute gibt es nicht mehr allzu viel Grund, gegen irgendetwas zu protestieren. Eigentlich ist man froh, wenn man sein Leben ähnlich wie die Eltern hinbekommt. Wenn man in den Nachrichten von der Finanzkrise und islamischem Terror hört, hat man nicht wirklich Angst. Die verschiedenen Jugendbewegungen äußern sich heute eher in Interessen- denn in Protestbewegungen, sei es geleitet von Musik, Sport, oder Lifestyle. Und manchmal sogar Politik. Dabei geht es aber meistens nicht um ideologische Absichten, sondern um den persönlichen Werdegang. Aber natürlich gibt es auch heute noch viele junge Leute, die sich selbstlos bei Hilfsprojekten o. Ä. engagieren.

Die Jugendbewegung heute ist gekennzeichnet dadurch, dass es keine einheitliche „Bewegung“ gibt.

Es ist ein großes Allerlei. Ohne Zweifel diktieren heute die Medien mehr als jemals zuvor, was als erstrebenswert zu gelten hat. Die Tanzflächen mancher Diskotheken erinnern an Musicclips auf Viva. Je kürzer der Rock, desto besser. Oder man kauft sich im Internet ein T-Shirt vom Monaco Franze und zieht damit los – auch Kult. Alles ist möglich. Und ein bisschen hat man das auch den „68ern“ zu verdanken.



Paradiesische Vogelperspektiven

Von Alexandra Königseder

*(Unsere Autorin
verbringt gerade ein
Auslandssemester
in Südafrika.)*

„Weißt Du, ^{i c h} möchte Deutsch lernen und für immer nach Deutschland gehen. Ich war da und ich habe mich sehr sicher gefühlt. Man kann nachts umhergehen und man braucht keine Angst zu haben, weil eine ungeheime Toleranz jedem Individuum gegenüber spürbar ist. Ich möchte nach Düsseldorf gehen und ein eigenes Restaurant eröffnen.“ Noch vor ein paar Wochen, wenn

der mit alldem aufgewachsen ist, der die Apartheid erleben musste – für jemanden wie Younas, der 48 Jahre alt, farbig und von Beruf Reiseleiter ist – muss es himmlisch sein nachts durch eine Stadt wie Düsseldorf zu schlendern und „angstfrei“ deutsches Bier zu trinken.

Es ist nun bei weitem nicht so, als hätten die Menschen hier panische Angst und auch ich habe keine, aber man kann spüren, dass etwas in der Luft liegt. Es ist nicht

Angst umzugehen ist dabei ein Aspekt. Es ist nicht nur die Angst vor dem Unbekannten, vor einer fremden Kultur und Sprache, nein – es ist vor allem die Angst, die in Deutschland über das (südliche) Afrika verbreitet wird, die es erst einmal zu überwinden gilt. Natürlich existieren Regeln, die eingehalten werden wollen, aber die Angst als solche ist, zumindest in Kapstadt und in der näheren Umgebung, vielerorts meist eher unbegründet. Kapstadt ist eine

Stadt Afrikas und sie ist eine Weltmetropole, die mehrere Hunderttausend Deutsche beherbergt. Da verwundert es nicht, dass der Stadtteil, in dem die Deutsche Schule und der Deutsche Kindergarten liegen, bei den Einheimischen als „Sauerkrauthill“ bekannt ist.

Aber diese Stadt hat sehr viel mehr zu bieten. Es sind die von der Natur gegebenen Extreme, die Kontraste, die sie so einzigartig machen. Bezeichnenderweise spiegelt sich eben dies in der Bevölkerung, der sog. „Mutterstadt“ Südafrikas, wieder. Wo einst die Seefahrer strandeten und aus der Not heraus eine kleine Kolonie gründeten, um die Schiffbrüchigen aufzuneh-

men, leben heute Menschen jedweder Nationalität, Hautfarbe, Religion und Sprache. Zwei Drittel von ihnen leben in den sog. Townships. Ein Kontrast, der schwer wiegt und als das Erbe der Apartheid anzusehen ist. Ich habe „Langa“, das älteste Township Kapstadts, besucht. Es wurde 1927 für die schwarze Bevölkerung errichtet, die in der Innenstadt nicht länger geduldet wurde. Einst sollte es wenige Hundert beherbergen, heute ist „Langa“ für geschätzte 300.000 Menschen zur Lebenswirklichkeit geworden. Hier, außerhalb der Stadt, fernab der gigantischen Shoppingmalls, wo nur Farbiges oder Schwarze leben – hier ist Afrika.

Younas ist wie seine Eltern in „Langa“ geboren und aufgewachsen. Es ist seine Heimat. Eine Heimat, die geliebt und mit Stolz nach außen präsentiert wird. Ein Zu-



ich derlei gehört hätte, hätte ich gefragt: Wo ist dieses Deutschland, wo liegt dieses Wunderland und muss es nicht schon völlig überfüllt sein? Doch jetzt, da ich hier bin, in Kapstadt – Südafrika, kann ich verstehen, was Younas meint. Er spielt auf die Tatsache an, dass es hier unmöglich ist, sein Haus zu versichern, wenn es nicht mit einer Alarmanlage ausgestattet ist und die Fenster nicht vergittert sind, dass es selbstverständlich ist, sich nach Sonnenuntergang so wenig wie irgend möglich außerhalb des Hauses zu bewegen, dass es völlig klar scheint, gewisse Ecken der Stadt – vor allem nachts – zu meiden, weil man sonst Gefahr läuft, einem Verbrechen zum Opfer zu fallen, und dass es einer Einladung zum Diebstahl gleicht, offen Wertgegenstände zu zeigen oder sie öffentlich in den Kofferraum zu packen. Und für jemanden,

greifbar, aber die Tatsache, dass täglich in den südafrikanischen Medien über Morde, Überfälle und Schießereien berichtet wird, lässt auch mich nicht kalt. Denn ebenso wie der Tafelberg, sind auch die Townships allgegenwärtig. Und so wunderschön das eine ist, so unerträglich ist das andere. Südafrikas Geschichte ist, im Gegensatz zu unserer, sichtbar – jeden Tag.

Die Angst vor dem Unbekannten

Ich bin hierher gekommen, um ein Praktikum am Goethe Zentrum Kapstadt zu machen und meine Deutsch-als-Fremdsprache-Kenntnisse zu vertiefen, doch es gibt sehr viel mehr, was ich hier lerne. Mit

hause, das in einem Meer von Wellblechhütten und Schmutz fast untergeht und das doch mit sehr viel Erfindungsreichtum und Mühe zu etwas ganz Besonderem wird. Ich habe mich wohlgefühlt in Younas' Welt. Ich konnte spüren, wie sehr die Menschen unter der Armut leiden, aber Younas ist der Beweis dafür, dass es möglich ist, ihr zu entgehen. Ich habe ihn auch gefragt, weshalb er immer noch in „Langa“ lebt, obwohl er ein festes Einkommen bezieht und sich ein solides Haus mit sanitären Einrichtungen leisten könnte. Als Antwort bekam ich ein zufriedenes Lächeln und eine Geste, die mir noch einmal zeigen sollte, wie sehr verwurzelt er und seine Familie in „Langa“ sind. Leider konnte ich nicht sehr lange bleiben, weil es nach Sonnenuntergang selbst für Younas lebensgefährlich wäre, das „Haus“ zu verlassen, und er mich nach Kapstadt zurück bringen musste. Sein Auto ist in „Langa“ bekannt. Parkte ein anderes vor seiner Hütte, wüssten alle, dass er Besuch hat, und könnten annehmen, es gäbe was zu holen. Ich hoffe sehr, dass Younas Deutschlandbild, wenn er im Januar seine Zelte in Düsseldorf aufschlägt, so positiv bleibt und er ein neues Zuhause findet.

Afrikanisch-Holländische Sprachvarietäten

Südafrika hat Charme, das steht fest. Die Vielseitigkeit des Landes wird nicht alleine durch seine Bevölkerung, die einzigartige Natur und den schier endlosen Artenreichtum deutlich, nein – selbst die Sprache ist außergewöhnlich. Ich bin wegen der Sprache nach Kapstadt gekommen, wenngleich wegen der deutschen. Umso mehr fasziniert es mich, welcher eigentümlicher Sprachmix hier entstehen konnte. Abgesehen von all den verschiedenen afrikanischen (Stammes-) Sprachen, die auf dem Land noch immer als dritte und vierte Fremdsprache in den Schulen gelehrt werden, sticht doch Afrikaans und das südafrikanische Englisch hervor.

Zunächst hat es mich verwundert, als ich während eines Gesprächs auf Englisch

Wörter wie „lekker“, „doof“, „ach ja“ und „Kop(f)“ hörte. Denn obwohl Englisch offiziell die Staatssprache Südafrikas ist, wurde es nicht nur melodisch dem Afrikaans, der zweiten Sprache im Land, angepasst. Viele Afrikaans-Wörter wurden in das Englische integriert und umgekehrt wurden, ähnlich wie die Anglizismen im Deutschen, in Afrikaans einige Wörter aus dem Englischen adaptiert. Aber ganz nach dem Motto der Südafrikaner „local is lekker“ scheint sich das sehr in Grenzen zu halten. Andererseits wurden aber auch eigene Wörter und Redewendungen im Englischen kreiert. „Robot“ ist hierbei nur ein Beispiel und meint „traffic light“.

Die Gründe nun, weswegen viele Südafrikaner Deutsch lernen möchten, sind ebenso einfach wie pragmatisch. Einige möchten wie Younas nach Deutschland gehen und sich dort niederlassen, andere arbeiten für eine deutsche Firma und möchten sich mit den Kollegen besser verständigen können, die meisten aber haben einen deutschsprachigen Partner, dessen Muttersprache sie erlernen wollen. Ein paar wenige sind deutschstämmig, haben deutsche Urgroßeltern oder eine deutsche Familie und lernen aus diesen Gründen Deutsch. Viele von ihnen sind außergewöhnlich sprachbegabt, was daher rühren könnte, dass fast alle bereits zwei oder drei Fremdsprachen in der Schule erlernt haben. In einem Land wie Südafrika ist es eben schwer von Vorteil einige weitere afrikanische Sprachen zu beherrschen.

Eine Reise wert

Letztlich bleibt noch zu sagen, dass ich meinen Aufenthalt in Kapstadt sehr genieße. Das Leben hier macht großen

Spaß und ich habe meinen Alltag gefunden. Vielleicht fallen mir gerade dadurch all die Gitter an den Fenstern und der viele Stacheldraht auf den Zäunen nicht mal mehr auf. Es gehört zum Stadtbild, zum Leben in Südafrika. Und doch, manchmal, wenn ich nachts nach Hause komme und schnell vom Auto ins Haus husche, frage ich mich, ob ich mein ganzes Leben „hinter Gittern“ verbringen wollen würde. Ganz so extrem ist es natürlich nicht, denn ich fühle mich ja auch nicht bedroht – aber die Gitter bleiben. Und genau an so einem Abend, nachdem ich alle Sicherheitsvorkehrungen passiert hatte und endlich in meinem Bett lag, habe ich mir vorgestellt, ich sei ein Vogel, der sein ganzes Leben in einem Käfig zubringen muss. Zugegeben, eine schreckliche Vorstellung, und doch kommt das Leben hier dem gleich – und das, obwohl Kapstadt als die sicherste Stadt in Südafrika gilt.

Und so paradiesisch dieses Land auch sein mag, es bleibt fraglich, ob sich die Vogelperspektive – vom Inneren des Käfigs – jemals ändert.

Reklame



Im Zeichen der Neugier

Von Angelika Endres & Sophia Heißbauer

*„Wir müssen unbedingt Raum für Zweifel lassen, sonst gibt es keinen Fortschritt, kein Dazulernen. Man kann nichts Neues herausfinden, wenn man nicht vorher eine Frage stellt. Und um zu fragen, bedarf es des Zweifels.“
(Richard P. Feynman)*

Obiges Zitat von Richard P. Feynman hätte auch von unserem Rektor, Alf Zimmer, stammen können. Sein

Lebensweg ist geprägt von Neugier und von immer wieder neuen Interessen. So studierte er zunächst Geschichte, Latein und Germanistik an der Freien Universität in Berlin. Nach vier Jahren im Jesuitenorden arbeitete er als Erzieher in einem Internat. Danach zog es ihn wieder zurück an die Universität und er studierte Psychologie und Mathematik in Münster. Doch da ihm Studieren allein nicht genügte, hielt Herr Zimmer schon während seines Studiums Vorträge und arbeitete als Studentische Hilfskraft sowie in Firmen, wo er bei der Personalauswahl und der Diagnostik mitwirkte. Nach seinem abgeschlossenen zweiten Studium arbeitete er als Assistent in Tübingen und promovierte später in Re-

gensburg. Nach Professuren in Oldenburg, Stanford und München kam er 1984 wieder zurück nach Regensburg und war hier 25 Jahre lang Professor für Psychologie,

bevor er vor sieben Jahren sehr kurzfristig zum Rektor gewählt wurde.

Die Entscheidung, den Posten als Rektor anzunehmen, war damals nicht ganz ohne Folgen für sein Privatleben. Wie er uns erzählte, war es keine einfache Zeit für seine Frau und seine zwei Söhne, da dieser Beruf sehr viel Zeit und Energie beansprucht. So konnte er seine vielen begonnenen Forschungsprojekte nicht weiterführen und gab sie an seine Frau ab.

Zwischen 6.30 Uhr und 7.00 Uhr beginnt sein Tag mit dem Lesen der Zeitung, um schnell auf eventuelle neue Entwick-



*Er steht an der Spitze der
Universität – und ist gleichwohl für
viele Studenten ein Unbekannter:
Rektor Alf Zimmer*

lungen in der Politik reagieren zu können, die die Uni oder das Bildungssystem betreffen. Danach kann sein Arbeitstag unterschiedliche Formen annehmen. Entweder er macht sich auf den Weg zur Uni, trifft sich mit Ministern oder ist in der Staatskanzlei. Eine wichtige Aufgabe stellt für ihn der Einsatz für gerechtere Bildungschancen und für die Uni Regensburg dar. Sein Dienst für die Uni Regensburg hat zwei Seiten. Zum einen ist Herr Zimmer Repräsentant und „Richtungsgeber“ der Universität. Seine Aufgabe besteht darin, die Fakultäten zusammenzuführen und die Personalentwicklung zu bestimmen. Das heißt, er vertritt die Uni sowohl nach außen wie auch intern.

Andererseits versucht Alf Zimmer trotz seines Postens als Rektor den Kontakt zu den Studenten nicht zu verlieren. So betreut er Diplomarbeiten und Promotionen und wirkt außerdem als Prüfer am eigenen Lehrstuhl, Psychologie, v.a. für den Teilbereich „Mensch und Maschine“. Herr Zimmer bedauert den geringen Kontakt zu den Studierenden, da er hauptsächlich mit dem Sprecherrat und dem studentischen Konvent kommuniziert. Aber er versucht auf den verschiedenen Absolventenfeiern dabei zu sein, um auch für den Rest der Studenten greifbar zu sein.

Zum Thema Studiengebühren und seiner persönlichen Einstellung zu diesen gab Alf Zimmer ebenfalls bereitwillig eine Antwort. Seiner Meinung nach darf für niemanden ein Studium des Geldes wegen scheitern. Prinzipiell sieht er zwar einige Argumente, die für die Studiengebühren sprechen, hält aber ein System, in dem man nachlaufend abhängig vom Einkommen Geld für Forschung und Lehre bezahlt, für besser. Des Weiteren wünscht sich Herr Zimmer ein besser ausgebautes

Stipendienwesen, da in Deutschland lediglich ein Prozent der Studenten ein Stipendium bekommt – in anderen Ländern liegt die Zahl bei 10 Prozent!

Warum er schon 28 Jahre in Regensburg und an der Regensburger Uni verbracht hat, hat einen guten Grund: Einerseits liebt er die Stadt Regensburg, da er ihre Entwicklung hin zu einer wunderschönen autofreien Altstadt miterlebt hat. Andererseits schätzt er die Uni Regensburg, weil sie eine Campus-Universität ist, an der es sehr viel einfacher ist den Kontakt zwischen den Fächern zu erhalten und zu festigen. Und das muss Alf Zimmer ja beurteilen können, da er schon an so vielen verschiedenen Universitäten teils als Student und teils als Professor tätig war.

Da er nun eigentlich schon fast am Ende seiner Amtszeit angelangt ist, (wenn auch bis jetzt noch kein neuer Rektor gewählt worden ist – siehe dazu die Stellung-

nahme der Studierendenvertretung in diesem Heft), fragten wir ihn nach den Zielen seiner Amtszeit und inwieweit er diese erreicht hat. Für ihn war es immer wichtig, die Kooperation der Fakultäten zu fördern, da dies wichtig für den Wettbewerb sei. Des Weiteren versuchte er stets, in Kontakt mit dem Ausland und der Wirtschaft zu stehen und gegen externe Vorgaben zu kämpfen.

Zum Schluss baten wir ihn um eine Botschaft, die er seinen Studenten mit auf den Weg geben möchte. Wir sollen neugierig sein, uns nicht mit „Rezepten“ vollstopfen lassen und stattdessen kritisch hinterfragen. Hier ähnelt er Feynman aus dem Eingangszitat, der sich ebenso für Neugier und Zweifel aussprach.

Für Herrn Zimmer gehören Lehre und Forschung zusammen, weshalb er „Wissenschaft für den Menschen“ zu machen als sein persönliches Berufsziel definiert.

Reklame

Abendmensa
MONTAG - FREITAG
18-22 Uhr
wechselnde Gerichte
5,- EURO
NEUE FILMBÜHNE
BISMARCKPLATZ

Mahlzeit
MONTAG - FREITAG
11.30-15 Uhr
wechselnde Gerichte
5,80 €
NEUE FILMBÜHNE
BISMARCKPLATZ



Genuss für Auge,
Ohr & Gaumen



Festlichkeiten aller Art
für bis zu 400 Personen

LEERER
BEUTEL

Bertoldstr. 9 | 93047 Regensburg
Tel. 0941/58997 | www.leerer-beutel.de

Öffnungszeiten:
Mo 18.00 – 1.00 Uhr
Di bis So 11.00 – 1.00 Uhr
Mittagstisch 11.00 – 14.00 Uhr

Reklame

UNI Big Urban Myth

Von Veronika Sigl

Montag, acht Uhr abends, im Dämmerlicht einer flackernden Neonröhre schleift sich Student X durch verlassene Gänge vom Hörsaal in Richtung Parkhaus. Ein Windstoß heult durch die Flure. Aus einem Riss in der Wand tropft Wasser zwischen elektrischen Leitungen hervor. Irgendwo pfeift jemand Twisted Nerve, doch zu sehen ist keine Menschenseele ...

Es sind solche Szenarien, die unsere Uni manchmal zu einem etwas unheimlichen Ort machen. Versteht sich quasi von selbst, dass um den schaurig-schönen Campus etliche Mythen und Legenden kreisen. Tatsächlich birgt die Uni Regensburg viele düstere, ungelöste Geheimnisse: Warum etwa sind am Anfang des Semesters grundsätzlich alle Räume doppelt belegt? Wieso füllt der Getränkeautomat-Mann regelmäßig Cherry Coke ins Coke Zero Fach? Und wahrscheinlich das größte Mysterium: Hat jemals jemand den Eingang zum H 21 gefunden?

Wären wir jetzt bei einer einschlägig bekannten Prosieben-Freitagabend-Show, müssten wir an dieser Stelle wohl fragen, was diese gottverdammten Illuminaten mit der Sache zu tun haben. Doch für Pseudowissenschaft ist in einer Studenten-Zeitschrift natürlich kein Platz. Bei uns gibt es nur knallharte Fakten. Deshalb haben wir vier der beliebtesten Regensburger Uni-Mythen, die von Studentengeneration zu Studentengeneration weiter erzählt wurden, zusammengestellt und bei den Verantwortlichen der Hochschule nachgefragt, worum es sich dabei handelt: Gerücht oder Wahrheit?



Justitia ist blind

... wer wüsste das besser als Studenten aus dem rechtswissenschaftlichen Fachbereich. Genau deshalb klauen die vermeintlichen Gesetzestreuern in der Abgeschiedenheit endlos langer Bibliotheksflure auch, was das Zeug hält. Nirgendwo verschwinden mehr Bücher auf mysteriöse Weise aus den Regalen als in der Jura-Bibliothek.

☞ Wahrheitsgehalt: 60 %

Fachbibliothekar Heinz-Günther Black meint dazu: „Statistische Erhebungen in dieser Hinsicht gibt es nicht. Ich glaube auch nicht, dass die Juristen grundsätzlich mehr Bücher klauen als andere. Die Masse der Studenten halte ich für ordentlich. Wir sind einfach eine stark frequentierte Bibliothek und vielleicht häufen sich deshalb die Einzelfälle. Probleme haben wir aber mit Zerstörungen: Häufig werden Aufsätze aus den Büchern gerissen. Das ist sehr lästig und schadet in erster Linie nicht der Bibliothek, sondern den Kommilitonen.“



Statt mit Diebstahl hat es der Tatort Jura-Bib also öfter mit Sachbeschädigung zu tun. Nach wie vor gilt demnach das alte Sprichwort: „Recht und Unrecht beißen einander in den Schwanz.“

Marmor, Stein und Eisen bricht

... zumindest ersterer sieht aber eindrucksvoll aus. Aus diesem Grund hat sich die Uni entschlossen, den Weg, den Benedikt XVI. bei seinem Regensburgbesuch auf dem Unigelände entlang gegangen ist, mit Marmor zu pflastern.

~ Wahrheitsgehalt: 0 %

Roland Steinhübl vom Referat IV/3, Bau- und Grundverwaltung, hat für diese Geschichte nur einen Kommentar übrig: „Natürlich ein Gerücht.“

Ist also gar nichts dran am prunkvollen Papst-Benedikt-Weg. Wäre wohl auch etwas zu kostspielig geworden.



Achtung Stein-schlag!

... hieß es für den Rektor einmal vor dem PT-Gebäude. Um ein Haar wäre der Uni-Chef nämlich von einem herabfallenden Betonbrocken erschlagen worden.

~ Wahrheitsgehalt: 100 %

Rektor Prof. Dr. Alf Zimmer bestätigt: „Es handelt sich nicht um einen Alltagsmythos, sondern einen realen Vorfall aus dem Jahr 2003. Der Betonbrocken, ca. 900 Gramm schwer, befindet sich noch in meinem Büro und wird demnächst ins Archiv wandern. Nachdem dieser Stein so nachdrücklich den Regensburger Sanierungsbedarf dokumentiert hat, dass für die nächsten zehn Jahren 400 Millionen Euro für Baumaßnahmen an der Uni bereitgestellt worden sind, hat er seine Rolle erfüllt und ist ‚Geschichte‘ geworden.“

Somit hat sich das Beinahe-Unglück des Rektors zum Glück für alle studentischen



Schädeldecken entwickelt. Die Helmpflicht bleibt uns also erspart.

Schaffe, schaffe, Hausle baue

... dachten sich etwas übermotivierte Bauarbeiter bei der Fertigstellung der Uni-Gebäude. Beim Bau der Hochschule soll es nämlich zu einer kuriosen Fehlplanung gekommen sein. Damals war jemand beim Zubetonieren etwas zu eifrig. Irgendwo auf dem Gelände gibt es deshalb einen Raum ohne Fenster und Türen.

~ Wahrheitsgehalt: 15 %

Auch hier meint Roland Steinhübl von der Bauverwaltung wieder: „Nur ein Gerücht.“

Aber mal ehrlich, auch wenn das stimmen würde, würde es die Uni aus Gründen der Peinlichkeits-Vermeidung bestimmt nie zugeben. Ein letzter Zweifel sei also erlaubt ...

Achtung, Baustelle!

Von Natascha Platz

WWW.baustelle.uni-regensburg.de ... Dieser Banner prangt hoch über dem Boden, wenn man Richtung PT marschiert, zum Beispiel auf dem Weg zum alltäglichen Mittagessen. Das nämlich nehmen viele von uns mittlerweile in der FH ein, da die Sanierungsarbeiten der Mensa noch bis mindestens Januar 2010 andauern. Aber unsere beliebte Futterquelle ist ja nicht das einzige pflegebedürftige Gebäude am Campus, das hoffentlich mit viel Liebe gerettet werden kann.

Seit der Inbetriebnahme der Uni sind nämlich mittlerweile geschlagene 41 Jahre vergangen, und dementsprechend schaut

und häufigen Kontakt mit **Bauschutt** auf uns nehmen, weil die Sanierungsmaßnahmen an allen Ecken und Enden der Uni weitergeführt wurden. Zuerst nahm man das Audimax, später dann das Studentenhaus, das Verwaltungsgebäude und die Zentralbib in Angriff – was bei vielen von uns für Misstrauen und Stress sorgte. Und als ob das nicht genug wäre, wurde über den Sommer die Albertus-Magnus-Straße – der einzige Weg, der die Uni mit der Außenwelt verbindet – gesperrt; damit schien jegliche Hoffnung verloren, sich jemals wieder uneingeschränkt in der Universität bewegen zu können.



auch die Gebäudeperipherie aus. Unlängst bekam dann unsere Ausbildungsstätte vom bayerischen Staat die so sehr benötigten rund 400 Millionen Euro bewilligt, um die Studenten, Professoren und Angestellten vor herabstürzenden Betonstücken, gefährlichen Pfützen und riskanten Schlaglöchern zu schützen.

Bereits 2007 begann die Instandsetzung, angefangen bei den zahlreichen Aufzügen auf dem Campus. Im Laufe des Jahres 2008 mussten wir gestressten Studenten dann nicht nur viel **Lärm**, sondern auch kilometerlange **Umwege**

Jetzt ist es allerdings Dezember, und so alpträumenähnlich diese Erfahrungen alle waren, die meisten dieser nervigen Baumaßnahmen sollten laut Plan beendet sein. Warum aber, frage ich mich, wird man dann immer noch verfolgt von Bauarbeitern, jeder Menge Gerüsten und böartigen, lärmenden Baustellenfahrzeugen?

Die Antwort erhält man, wenn man alle Vorurteile gegenüber dem zu Beginn erwähnten Banner beiseite lässt und sich ein bisschen Zeit nimmt, diese Internetadresse in seine Browserleiste einzutippen.

Nach einem „Willkommen auf der Bau-

stelle der Universität Regensburg“ erwarten einen auf der blogähnlich gestalteten Website jede Menge Infos und Meldungen – nicht nur über die Sanierungsmaßnahmen, wie bei einer solchen URL zu erwarten ist, sondern rund um das Leben an der Uni, sprich: Veranstaltungen, Presseberichte, Ehrungen etc.

Zahlreiche Autoren – wichtige Vertreter aus den verschiedensten Bereichen der Hochschule wie Verpflegung, PR, Technik etc. – halfen bei der Verwirklichung der Idee, ein „Baustelleninfoportal und Forum aus Basistexten mit Nachrichten- und Kommentarfunktion“ für uns ahnungslose Studenten zu schaffen; übersetzt heißt das: Man hat endlich die Möglichkeit, all seine dummen aber weltbewegenden Fragen loszuwerden, wie z.B. „Wann kommt der Briefkasten zurück?“, oder aber seinen Frust abzulassen in Form von anregenden Kommentaren, z.B. über das ewige, allmorgentliche Schlängestehen in den verschiedenen Cafeten. Und natürlich erfährt der Laie hier – um auf das ursprüngliche Problem zurückzukommen – weshalb doch noch am ganzen Campus fröhlich weitergebaut wird.

Gleichzeitig lassen sich auch auf zahlreichen Links sämtliche Lage- und Zeitpläne finden, die uns sozusagen „präventiv“ über die Baumaßnahmen informieren, so dass man nicht, wenn man sowieso zu spät dran ist, wieder einmal in einer Sackgasse landet und erstmal einen exorbitant langen Umweg suchen muss, um zu seinem Hörsaal zu finden.

Kurz gesagt: www.baustelle.uni-regensburg.de ist eine virtuelle Baustelle, die uns ein kleines, tröstendes Licht in dem dunklen Chaos der realen Baustelle zu sein scheint.

Das Interview zur Baustelle findet Ihr auf Seite 20.



L'auberge norvégienne

Von Irene Menzel

*(Unsere Autorin hat
ein Erasmussemester in
Norwegen verbracht.)*

Mittlerweile gehört ein Auslandsaufenthalt schon zum Muss-Inhalt eines studentischen Lebenslaufes: Man zeigt dass man flexibel ist und offen für Neues und verbessert nebenbei noch seine Sprachkenntnisse. Je länger und weiter weg, desto besser, und künftige Arbeitgeber sehen es gerne, wenn man neben Englisch auch noch eine weitere Sprache beherrscht. Ich habe mich vor zwei Jahren für die „Standard“- (manche würden auch sagen „0815“-) Auslandsvariante entschieden: ein Erasmussemester in Bergen.

Warum Bergen?

Warum habe ich Bergen gewählt? Nun, diese Frage lässt sich leicht beantworten: weil es in diesem Jahr keine Austauschprogramme mit schwedischen Jurafakultäten gab. Der Hype um Skandinavien und ganz besonders Schweden hatte auch von mir Besitz ergriffen: mein Zimmer sah aus wie ein Ikea-Außenlager, ich wusste, wie man Kjöttbullar ausspricht (nämlich „Kchöttbullar“) und himmelte Freddy Ljungberg beim Fußball zu. Schweden erschien mir wie das Schlaraffenland: ein wunderbar funktionierender Sozialstaat, kaum Arbeitslosigkeit, erfolgreiche Grundschüler fernab von jedem Leistungsdruck – kurz: glückliche Menschen, die aussehen wie das Paar aus der Lätta-Werbung und Kinder haben, die „Pippi“, „Michel“ oder „Ole“ heißen.

Da ich nun leider nicht nach Schweden gehen konnte, wählte ich Norwegen: nicht ganz so perfekt, aber immerhin beinahe.

Die Stadt

Bergen ist mit ca. 250.000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt Norwegens und liegt an der Westküste. Viele Norweger – und v.a. natürlich die Bergenser selbst – halten Bergen auch für die schönste Stadt des Landes.

Mein Erasmussemester begann im August und in dieser Zeit zeigt sich die Stadt auch von ihrer schönsten Seite: Ob Baden im Fjord, Barbecue mit typisch nor-

wegischen Pölsern (Wiener Würstchen) oder Wanderungen auf einen der sieben Berge, es findet sich für jeden irgendein Freizeitprogramm. Ich war nicht gerade ein Wander-Fan (und bin es auch heute nicht), aber in Norwegen konnte selbst ich mich für das Bergsteigen begeistern. Der höchste der sieben Berge ist der Ulriken mit circa 600 m, von dem aus man eine fantastische Aussicht über das Meer und die ganze Stadt hat.

Im Gegensatz zu Oslo ist Bergen mit seinen Holzhäusern und engen Gässchen typisch norwegisch, doch bietet es auch die Annehmlichkeiten einer Großstadt. Es gibt sehr gute Einkaufsmöglichkeiten und in der Innenstadt befinden sich viele Knei-

und Ausflüge nicht mitgerechnet. Vor allem an die Preise für Alkohol konnten wir uns nicht gewöhnen. Wer also plant, nach Bergen zu gehen, sollte entweder vorher sparen oder sich dort nach einem Job umsehen. Insbesondere im Sommer gibt es gute Verdienstmöglichkeiten für Studenten die mehrere Sprachen sprechen, etwa als Touri-Guide oder als Aushilfe in einem der vielen Souvenirshops.

Die Norweger

Die Norweger lassen sich von den teuren Alkoholpreisen keineswegs daran hindern, heftig zu feiern. Zwar darf man



pen und Discos. Allerdings sind die Preise für den Eintritt (und v.a. Getränke!) teilweise horrend, weshalb die meisten Studenten unter der Woche weggehen, wenn manche Discos keinen Eintritt verlangen.

Norwegen ist teuer!

Das (beinahe) Wichtigste vorneweg: Norwegen ist teuer, sehr teuer. Im Durchschnitt verbraucht jeder Student etwa 800 –1.000 Euro monatlich – teurere Reisen

offiziell erst ab 21 Jahren Alkohol konsumieren, doch schreckt das kaum einen Jugendlichen ab, sondern bildet vielmehr einen Anreiz, noch mehr zu trinken. Die Norweger gebrauchen das deutsche Wort „Vorspiel“ für das Vorglühen und im Unterschied zu Deutschland gibt es dort nach jeder Party auch noch ein „Nachspiel“. Nach dem Weggehen trifft man sich wieder bei jemandem zuhause und trinkt dort weiter bis in den Morgen. Diese abends so feierlustigen Norweger verwandeln sich tagsüber jedoch in das Gegenteil: Von sich aus richteten sie an uns Erasmusstudenten kaum ein Wort und man musste viel Hart-

näckigkeit beweisen, um zumindest ab und zu mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Die Uni

Um den monatlichen Beitrag des Erasmusprogrammes zu erhalten, war jeder Student verpflichtet, pro Semester mindestens 30 ECTS-credits zu erzielen. Ich hatte zwei Intensivkurse belegt, die insgesamt schon 60 Credits ergaben, hatte aber nebenbei noch genügend Zeit, um zu reisen und Bergen besser kennenzulernen.

Die meisten Kurse an der Uni waren natürlich auf Norwegisch, doch es wurden auch einige auf Englisch angeboten. Es ist



auf jeden Fall sehr empfehlenswert, einen Intensivnorwegischkurs zu besuchen! Zum einen erzielt man dafür schon 30 Credits und zum anderen ist die Sprache für Deutsche sehr leicht zu lernen.

Die dortigen Kurse unterschieden sich stark von allen Vorlesungen, die ich bis jetzt in Deutschland besucht habe: Die Gruppen umfassten nur ca. 30 Studenten, was persönliche Diskussionen während der Vorlesungen ermöglichte und uns meistens davon abhielt, nur passiv dazusitzen. Ein weiterer Unterschied ist, dass man in Norwegen grundsätzlich ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu den Professoren

hat und diese sogar duzt, was ich als sehr positiv empfunden habe. Hier wird wieder eine Eigenschaft deutlich, die ich als „typisch norwegisch“ erlebt habe: Die meisten Norweger sind freundlich und hilfsbereit, wenn man sie um einen Gefallen bittet, aber gleichzeitig sehr distanziert, so dass es schwierig ist, über normalen Smalltalk hinauszukommen.

Das Erasmusleben

Beinahe alle Erasmusstudenten in Bergen waren im „Fantoft“ untergebracht, einem riesigen grauen Wohnklotz etwas außerhalb der Stadt und hier spielte sich auch ein Großteil des studentischen Lebens ab. Wer hoffte, hier Norweger kennenzulernen, wurde enttäuscht. Diese gab es kaum in dem Erasmuswohnheim, was aber auch gut nachvollziehbar ist, denn wer möchte schon jedes Semester neue Freunde suchen? Im Fantoft herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, aber wer eine fröhliche, internationale Atmosphäre schätzte, war dort gut aufgehoben. Ich habe mit sechs Anderen in einer WG gewohnt: Wir waren drei Deutsche, ein Afrikaner, ein Türke und eine Chinesin – die Deutschen bildeten also mit Abstand die größte Gruppe ausländischer Studenten.

Wer den Film „L'auberge espagnole“ gesehen hat, weiß: Erasmusstudenten tun vor allem eines: feiern. Man kann sicher auch für ein Semester ins Ausland gehen und dort hart studieren und sich in Bibliotheken vergraben, aber ich habe in Bergen wenig Leute kennengelernt, bei denen das der Fall war. Und wer gerne weggeht, ist bei den trinkfreudigen Norwegern gut aufgehoben.

Der Regen ...

Eine Sache sollte man jedoch auf jeden Fall bedenken, wenn man plant, für ein Semester nach Bergen zu gehen: Bergen ist die regnerischste Stadt Europas. Auch wenn ich und viele andere anfangs vorhatten „niemals“ Gummistiefeln anzuziehen – spätestens im November besaßen wir alle welche. Es regnete teilweise eine ganze Woche sturmböenartig ohne Unterlass,

so dass wir uns schon glücklich schätzten, wenn es einmal für einen ganzen Nachmittag trocken war. Aber man gewöhnte sich ziemlich schnell daran, und ich kenne niemanden, der wegen des Wetters seinen Aufenthalt in Bergen nicht genossen oder irgendwelchen Winterdepressionen bekommen hätte.

Fazit

Welches Fazit lässt sich nun aus diesem halben Jahr in Norwegen ziehen?

Wer ins Ausland geht, um intensiv die dortige Kultur und Sprache kennenzulernen, sollte vielleicht nicht gerade das Erasmusprogramm wählen. Zwar bekommt man hier ein monatliches Stipendium, doch muss man auch damit rechnen, dass an den meisten europäischen Unis wie in Bergen „die Deutschen“ stark vertreten sind und man daher unweigerlich eher mit den Landsleuten als mit einheimischen Studenten zu tun hat. In Bergen erforderte es ein hohes Maß an Eigeninitiative, um mit Norwegern in Kontakt zu treten. Aber es war nicht unmöglich, es gab genügend Musik- und Sportmöglichkeiten abseits der Angebote für ausländische Studierende, nur war dies eben umständlicher und nicht so bequem, wie einfach innerhalb der „Erasmus-Community“ zu bleiben.

Ich habe das Semester in Bergen dennoch sehr genossen: Mir gefiel die internationale Atmosphäre im Fantoft und ich habe Freunde gewonnen, mit denen ich auch heute noch Kontakt habe. Zwar keine Norweger, aber seine Freunde sollte man sich ja auch nicht nach der Nationalität aussuchen ...

Darüber hinaus hat mir auch die norwegische Lebensart sehr zugesagt. Zwar sind die Norweger eher höflich-distanziert als entgegenkommend und offen, doch wird in Norwegen grundsätzlich jeder Mensch gleich behandelt, was in Deutschland keineswegs der Fall ist. Neben dem Gesamtschulsystem, das auf der ganzen Welt gelobt wird, wurde dies beispielsweise auch in ganz alltäglichen Ereignissen deutlich: So fuhr in Bergen jeder Bus, vom Grundschulkind bis zum Manager im Anzug. Daran könnten wir uns in Deutschland ein Beispiel nehmen.

Das Interview zur Uni-Baustelle

Sanierungsarbeiten: „bis 2026“

LAUTSCHRIFT: Herr Hoffmann, welches ist das größte bauliche Defizit an der Uni?

HOFFMANN: Der verwendete Stahlbeton wie er in den 60er und 70er Jahren überall in Europa verbaut wurde. Deshalb ist auch das kein alleiniges Regensburger Problem. Betonsanierungen von Gebäuden aus dieser Zeit werden überall durchgeführt. Der Armierungsstahl wurde damals nicht gut

ses Jahr), seit 2006 die Fassaden am Forum in Ordnung gebracht und etliche Dächer saniert (im Jahr 2008 z.B. das Dach des Audimax)

L: Woran arbeiten Sie gerade? Welche Arbeiten stehen noch an?

H: Grundsaniert werden sollen alle Gebäude, die bis 1978 entstanden sind. Hier

später als Lehrgebäude dienen könnte. So könnte auch dem permanenten Raummangel entgegen gewirkt werden, da die Universität baulich nur für knapp 12.000 Studenten ausgestattet ist. Mit der aktuellen Studierendenzahl von ca. 17.000 Studenten herrscht eine große Überbelastung.

L: Das klingt nach viel Arbeit. Wann sollen die Sanierungsarbeiten und Projekte zur Adressbildung der Uni, die ein schöneres Forum als Haupteingang und eine zentrale Omnibushaltestelle enthalten, fertig sein?

H: Eine Universität der Regensburger Größe ist eine „Dauerbaustelle“. Die jetzt anstehenden Sanierungen werden sich wegen des parallel weiterlaufenden Betriebs bis 2026 hinziehen.

L: Wie kam es eigentlich soweit, dass es an manchen Stellen reinregnet? Warum ist die Uni so „verfallen“?

H: Im sogenannten Bauunterhalt hätte in den letzten 30 bis 40 Jahren immer etwas mehr Geld für den jährlichen Bestandserhalt zur Verfügung sein müssen.

Herr Hoffmann fügt hinzu, dass ein großer Teil der Gelder jährlich in die Fassadensanierung gesteckt wird; außerdem erhalten neue Professoren Gerätschaften und Einrichtungen, die ebenfalls finanziert werden müssen. Dadurch werden die verfügbaren Gelder geschmälert und die Renovierungsarbeiten ziehen sich in die Länge.

L: Warum wird die Uni auf diese Art und Weise renoviert? Warum wird sie nicht modernisiert?

H: Sie wird modernisiert. Die Gebäude



genug vor Umwelteinflüssen geschützt. Insbesondere die „Betonüberdeckung“ war mangelhaft.

L: Welche Arbeiten und Maßnahmen wurden bereits geschaffen?

H: Umgebaut und angepasst werden die Räume seit dem Bestehen der Universität, zum Beispiel beim Wechsel von Lehrstuhlinhabern. In der Generalsanierung wurden bisher die Sanierung der Mensa begonnen, Teile der Tiefstraßen saniert (Sanierung Albertus-Magnus-Straße die-

wurde je nach Schadensbild und Alter eine Priorisierung vorgenommen. Im Augenblick stehen die vorbereitenden Arbeiten (Projektentwicklung) für die „westlichen Naturwissenschaften“ im Fokus unserer Arbeit. Wir hoffen mit den architektonischen Planungen ab Januar 2009 beginnen zu können. Als Erstes wird dann dort ein Ausweichgebäude entstehen müssen, um überhaupt nutzungsfreie und sanierbare Einheiten zu erreichen.

Darüber hinaus erwähnt der Leiter des Bereichs Hochschulbau, dass dieses Gebäude

Täglich werden wir Regensburger Studenten mit Umwegen und Provisorien, Baulärm und -schmutz konfrontiert. Die Baustelle ist Thema zahlreicher Unterhaltungen, jedoch weiß keiner so genau darüber Bescheid. Um Klarheit in dieses brisante Thema zu bringen, waren wir im Staatlichen Bauamt Regensburg und haben uns mit **Gero Hoffmann**, Dipl.-Ing. Architekt und Leiter des Bereichs Hochschulbau, unterhalten. Der 42-jährige, aus Mittelfranken stammende Familienvater stand uns Rede und Antwort und erklärte uns Hintergründe, Ziele und Probleme der Großbaustelle.

werden auf den Rohbauzustand zurückgeführt, d.h. Dächer, Fassanden und sämtliche Innenausstattung werden erneuert. Nachher wird es also Bedingungen für Forschung und Lehre geben, die dem neuesten Stand entsprechen. Außerdem werden alle heutigen Anforderungen an ein energiesparendes Gebäude erfüllt.

Darüber hinaus erklärt Herr Hoffmann, dass diese Vorgehensweise die günstigste ist, da sie sich auf 70 % der Kosten eines Neubaus beschränkt, jedoch einem Neubau praktisch gleichkommt.

L: Gibt es eine Zusammenarbeit zwischen jenen, die die Uni erbauten und jenen, die sie umbauten?

H: Soweit Urheberrecht besteht: ja. Ansonsten sind die Kontakte informell, aber vorhanden. Die Universität hat zu Ihrer Zeit mehrere Architekturpreise erhalten, etwa die Fritz Schumacher Medaille.

L: Steht die Uni unter Denkmalschutz?

H: Nein (könnte aber irgendwann noch kommen).

L: Wie schätzen Sie die Reaktionen der Studenten auf die Lärmbelastungen und Umwege durch die Baustelle ein?

H: Die Reaktionen der Studenten waren konstruktiv und fast durchweg positiv. Die Notwendigkeit der Arbeiten wird überall verstanden. Ebenso ist großes Verständnis dafür vorhanden, dass solche Sanierungsarbeiten nicht ohne Beeinträchtigungen möglich sind. Außerdem bemüht sich der Hochschulbau des Staatlichen Bauamts Störungen durch Lärm und Schmutz so gering wie möglich zu halten, z.B. ins-

besondere durch Abstimmung mit Beleuchtungs- und Prüfungsplänen.

Schwierig sei dies laut Hoffmann besonders im Bereich der Physik, wo Versuche z.B. selbst durchs Vorbeifahren eines Lasters gestört werden können. Hier müssen die Planer und Arbeiter besonders umsichtig sein.

L: Wie viele Arbeiter sind auf der Baustelle beschäftigt?

H: Die ausführenden Firmen bekommen von uns nur Ausführungsfristen vorgeschrieben. Wie viele Arbeiter sie beschäftigen, ist uns deshalb nicht bekannt. Gehen Arbeiten allerdings zu langsam, verlangen wir eine Verstärkung des Personals.

L: Finden Sie, dass die Regensburger Uni architektonisch interessant gestaltet ist?

H: Mir gefällt die Universität. Sie ist besonders städtebaulich hochinteressant und wirkt architektonisch sehr einheitlich, wie aus einem Guss. Nicht gefällt mir, wie wohl sehr vielen anderen auch, der verschmutzte schadhafte Beton.

Unschön findet er außerdem die Bauart der Albert-Magnus-Straße. Diese sogenannte Tiefstraße habe ein abstoßendes Milieu, was sich jedoch durch den neuen Anstrich und bessere Beleuchtung etwas geändert hat.

Das Interview führten
Angelika Endres & Sophia Heißbauer

Reklame

immer frisch
Lebensmittel Hechtbauer
immer freundlich

im Herzen der Universität Regensburg

Tag für Tag auf's neue: Heiße Theke Wurst & Käse Backwaren Obst & Salate

Unser Service für Sie: Briefmarken Telefonkarten RVV-Tickets Wertcoupons

Öffnungszeiten

immer durchgehend Mo. - Do. 8.00 bis 18.00 Uhr Fr. 8.00 bis 16.00 Uhr

in der Vorlesungsfreizeit täglich 8.00 bis 16.00 Uhr

Rund um die Kugel

**„Die Kugel? Vielleicht
eine Bowlingkugel ... oder
einfach ein rundes Ei.“**

✧ Petra K.

**„Die Kugel steht für die Weltkugel
und drückt die Gemeinschaft mit
Leuten und Ländern der Welt aus.“**

✧ Katharina F.

**„Die Kugel ist nur ein
Haufen Altmetall.“**

✧ Florian J.

**„Sie ist das Zentrum und
der Mittelpunkt der Uni.“**

✧ S. Kiener, J. Winter

**„Bestimmt soll sie irgendein
Kunstwerk sein.“**

✧ Merle W.

**„Die Kugel dient als Symbol
für den Planeten Erde
und soll Weltoffenheit und
Multikulturalität bedeuten.“**

✧ Tatjana F.

Wir haben unsere Kommilitonen gefragt: Welche Bedeutung hat eigentlich unsere Kugel?

„Vielleicht wurde sie gemäß dem Motto ‚Tun wir mal so, als wären wir künstlerisch aktiv und stellen ne Kugel hin‘ aufgestellt.“

✿ Ulrike W.

„Ich finde, dass die Kugel ein geiler Treffpunkt ist.“

✿ Verena E.

„Die Kugel als Symbol für die Campus-Uni drückt Gesamtheit und Geschlossenheit aus.“

✿ Konstantin J., Steffi B.

„Sie ist ein Symbol für Bildung, da Bildung unbegrenzt ist – man lernt nie aus – und die Kugel auch keine Ecken und Kanten hat und somit nicht endet.“

✿ Martin S.

„Das hab ich mich auch schon immer gefragt. Ich weiß es nicht, aber sie ist ein guter Treffpunkt.“

✿ Annika M.

„Vielleicht ist sie irgendetwas Mathematisches.“

✿ Tanja P.

(Cero Hoffmann, Dipl.-Ing. Architektur und Leiter des Bereichs Hochschulbau)

Zusammenarbeit.
Also ein Symbol für die Ganzheit der Wissenschaften und ein Aufruf zu interdisziplinärer
Die Kugel (1976, Herman Kleinkeuch) ist Dreh- und Angelpunkt des Regensburger Uni-
versitätscampus. In ihrer Geometrie ist sie Symbol der Perfektion und Ganzheitlichkeit.

Auflösung:

Über Ampeln und Straßen in der Mensa-Küche

Von Angelika Endres & Sophia Heißbauer

Jeden Tag zwischen 11 und 14 Uhr stellen sich Tausende von Studenten die Frage, ob sie lieber den weiten Weg in die FH-Mensa auf sich nehmen oder ob sie in die Chemie- oder Wirtschaftsmensa gehen und sich dadurch mit einer kleineren Auswahl an Gerichten und mit Einweggeschirr begnügen. Egal, für welche Mensa man sich letztendlich entscheidet, macht mancher sich vielleicht des Öfteren Gedanken wie: Wie viele Gerichte werden hier täglich zubereitet? Wer stellt den Speiseplan zusammen? Und wie kommt überhaupt das Essen auf meinen Teller? Wir

Personal auskommt. Lediglich zwei Personen müssen Teller, Schüsseln und Gläser abnehmen, das Tablett und das Besteck werden magnetisch voneinander getrennt und vollautomatisch in die Waschstraße geleitet. Daher auch immer die Aufforderung, nicht zu stapeln und Essensreste sowie Papier selbst zu entfernen. Am meisten per Hand gemacht wird noch bei der Nachspeisenzubereitung, wo wir uns nach dem Geschmackstest für die Himbeerbuttermilchcreme, die bald in den Speiseplan eingehen wird, entschieden. Beim Thema Handarbeit finden wir es auch erwähnenswert, dass eine stolze Anzahl von 2.600 Schnitzel pro Tag per Hand paniert wird. Dazu werden 500 kg Pommes gereicht.

Um dieses Arbeitspensum zu schaffen, beginnt der Arbeitstag für Herrn Schuster schon um sechs Uhr morgens mit der Kontrolle der Warenlieferungen und der Aufgabenverteilung. Vor allem durch die zusätzliche Belastung der vorübergehenden Schließung der Uni-Mensa

müssen alle Arbeitsabläufe genau geplant sein, da jetzt das Essen für alle drei Mensen in einer Küche gekocht werden muss.

Jeder Zentimeter der Räume wird benötigt.

, um die hinzugekommenen Küchengeräte unterzubringen und noch genügend Platz zum Arbeiten zu haben. In dieser Übergangssituation werden täglich 6.000 Portionen gekocht, obwohl die FH-Mensa eigentlich nur für 1.800 Gerichte vorgesehen ist – eine von vielen Veränderungen seit dem letzten Sommersemester. Auf die Frage, ob er die alte Mensa vermisst, antwortet der Küchenmeister mit einem Schmunzeln: Auf dieses Thema

blicke er „mit einem lachenden und einem weinenden Auge“. Er freue sich auf die modernere Einrichtung und Technik, bedauere aber die vielen Einschränkungen, die sie mit der Zusammenlegung der Küchen machen mussten. So wird zum Beispiel der grüne Salat schon geputzt und geschnitten angeliefert und in den Provisorien Einweggeschirr verwendet.

Herr Schuster sagt, er lege *viel Wert auf die Zufriedenheit der Studenten*. Deshalb liest er regelmäßig das Feedback-Buch und versucht, Kritiken und Anregungen auch umzusetzen. Da der Speiseplan immer vier Wochen im Voraus festgesetzt wird, braucht es allerdings etwas Zeit, bis sich Veränderungen bemerkbar machen. Die Köche sind beim Abschmecken und Würzen völlig frei, so dass die Gerichte nicht immer gleich schmecken und damit auch die verschiedenen Geschmäcker unterschiedlich treffen. Den Speiseplan stellt er mit Herrn Hackl zusammen. Dabei werden saisonale Gemüsesorten, Wünsche der Gäste und seine neuen Rezeptideen, wie Penne rigate mit Bärlauch, eingebracht.

Seit sechs Jahren ist er nun schon beim Studentenwerk angestellt und arbeitet mit ca. 80 meist in Teilzeit Beschäftigten zusammen. In dieser Zeit setzte er sich für das Pilotprojekt „Mensa-Ampel“ ein. Dieses Ernährungsprogramm basiert auf einer Tabelle von Kalorien- und Fettpunkten, nach der alle Gerichte mit roten, grünen oder gelben Punkten bewertet werden. Damit soll den Studenten das Thema bewusste Ernährung näher gebracht werden.

Wer sich jetzt noch immer Gedanken über die Mensa oder den Weg des Essens bis auf seinen Teller macht, hat einmal im Monat die Gelegenheit, an einer Führung durch die Küche teilzunehmen.



Schuster, Hackl

haben Alexander Schuster, den Chefkoch der Mensa, an seinem Arbeitsplatz besucht, um hinter die Kulissen der Küche im FH-Gebäude zu blicken und um Antworten auf diese und mehr Fragen zu bekommen.

Nachdem uns Herr Schuster herzlich begrüßt und uns seinem Stellvertreter Herrn Hackl vorgestellt hatte, bekamen wir eine ausführliche Küchenführung, bei der wir sowohl dem Küchenpersonal über die Schulter schauen konnten, als auch die neue Nachspeise testen durften. Neben riesigen Kochkesseln und der Pommes-Frittierstraße zeigte uns der 39-jährige gelernte Koch den Geschirreinigungsstrakt, der fast ohne



Der Schritt ins Unbekannte

Tagtäglich sehen wir uns mit dem Fremden konfrontiert: im unbekannten Gegenüber, in unwirtlichen Betonwüsten, auch in uns selber. Die folgenden Kurzgeschichten, entstanden im Rahmen der „Schreibwerkstatt“ von Prof. Jürgen Daiber, handeln von sechs solcher Begegnungen mit dem ganz Anderen.

Michaela Feuerer In der Schlange

Vom Sog der Masse in den kalten Bauch des Betonklotzes getragen, finde ich mich in einer Schlange wieder. Ich will Kaffee. Sofort. Doch sofort geht nicht, weil da noch andere sind, die auch wollen. Fremde Menschen taumeln in Reih' und Glied vor mir, scharren hinter mir mit den Füßen. Sie brabbeln, sprechen miteinander, kreischen gegeneinander an, reden aneinander vorbei. Belanglosigkeiten fallen aus ihren Mündern, über Nacht gegorener Schwachsinn, der mich nicht interessiert, mich dennoch belästigt, so dass ich mir die Ohren auswischen und das Gehirn ausspülen will, weil der Dreck der anderen sich darin breitzumachen droht.

Die Fremden. Sie sind hässlich und glotzen aus blöden, leeren Augen in mein Gesicht, starren mir in den Rücken, begaffen mich unverschämt lange, bohren mit ätzenden Blicken Löcher in meine Haut. Sie stehlen mir Zeit und Raum und Luft. Ich kenne sie nicht und will sie auch nicht kennen.

Ich möchte Isolation, keine Konfrontation.

Die Prinzessin vor mir hält einen Monolog. Über ihr großartiges Referat, ihren süßen Dozenten und ihr tolles Leben. Eine graue Maus sieht ehrfürchtig zu ihr auf – und mir wird schlecht. Ich habe die beiden noch nie gesehen, aber leider ist mir, als kenne ich sie genau, wie all die anderen Momentbekanntschaften, die ich täglich vergeblich versuche zu vergessen.

Akkurat geföhntes Haar, Ponyfrisur, modisch gekleidet, ohne eigenen Stil, charakterlos, wie ihr Dauerlächeln, immer am reden, egal welch' noch so großer Unsinn aus ihr heraus quillt. Hübsches Gesicht, doch nicht wirklich schön, nichts Besonderes, wenn sie des Morgens in den Spiegel blickt, genau wie das Mäuschen neben ihr. Diese andere jedoch weiß um ihre Unscheinbarkeit, kämpft nicht dagegen an, bemüht sich lediglich ihre Lichtlosigkeit zu kaschieren, ist ernst und engagiert und fleißig und verschwiegen, versucht über den Dingen zu stehen, aber tut es nicht, – sie will die Prinzessin auffressen ~

oder zumindest ein wenig von ihrem Glanz erhaschen.

Ich nicht.

Ich will meine Ruhe, keine Kommunikation, sondern Koffein und Nikotin.

Ein langer Brillenmensch hustet mir feucht in den Nacken.

Ich schließe die Augen und meine Fingernägel bohren wieder kleine Schnitte in die Handflächen. Sofort möchte ich mir seine Spucke vom Genick wischen und sie ihm mit einer schallenden Ohrfeige in sein Gesicht zurückschmieren.

Doch dazu müsste ich ihn berühren und anfassen will ich ihn nicht. Niemanden.

Der Gedanke löst einen plötzlichen Waschzwang in mir aus und ich beginne mir unablässig mit dem Ärmel über meinen Handrücken zu wischen. Die Aufdringlichkeit all dieser Fremden, die um mich herum kreisen, wie ein Schwarm lästiger Schmeißfliegen, stört meine Existenz. Sie wollen mich einsaugen, mein Leben wegsaugen.

Die Enge drückt mir auf den Magen, aufs Gemüt, gegen die Schädeldecke und verursacht ein lähmendes Rauschen in meinen Ohren.

Langsam schwindet der Boden unter meinen Füßen und ich glaube zu schweben, bevor meine Knie nachgeben und ich lächelnd mit dem Kopf gegen die Glaswand der Getränkevitrine krache. Das Rauschen ist weg, das Gelaber auch und zufrieden spüre ich, wie ein zartes Rinnsal warmen Blutes meine Stirn hinab läuft ...

Stefanie Kurtz Irrwege

Herabtropfendes Wasser, das sich seinen Weg aus den Höhen bahnt, den Beton dunkel färbt und darauf ein eigenwilliges Kunstwerk zaubert. Die Tür, die ich soeben geöffnet habe, schließt sich mit einem Ruck. Nun bin ich das erste Mal in dem großen Gebäude, das ich bisher immer im Tageslicht gesehen habe. Neben mir und vielen anderen Studenten lässt die Alma Mater vor allem auch Wasser in ihr Inneres, wie ich schon bald sehen kann. In militärisch genauer Reihenfolge thronen hier drei Eimer hintereinander, die bis zur Hälfte gefüllt sind und in die sich immer wieder einzelne Tropfen verirren.

Draußen hat der Herbst schon seinen grauen, ungewissen Nebel über die Stadt gelegt, den er den ganzen Tag nicht weichen lässt. Die Bäume haben sich dem vorübergehend kraftlosen Dasein hingegeben und ihre Blätter abgestoßen. Drinnen ist es nur mäßig wärmer als draußen, wenn auch hier die Wände in ein kühl wirkendes Grau getunkt sind. Ich ziehe mir den Reißverschluss meiner Jacke hinauf, verstaue meine immer noch kalten Hände in den Taschen und steuere den großen bunten Plan an, auf dem die Hörsäle verzeichnet sind. Es riecht nach modrigen Büchern, bilde ich mir ein und schaue auf den Grundriss. Hörsaal neun. Doch wie kommt man da hin? Pläne und Karten lesen war noch nie mein Ding. Dabei dachte ich, Erdkunde sei vorbei. Um mich ist es vollständig lautlos geworden, als hätte man mich in ein Vakuum gepackt, das die Geräusche verschluckt. Ich komme ein Stück weiter, den endlos verzwickten Gang an einer Wand entlang. Diese gleicht einer großen Collage, mit vielen bunten Anzeigen und Zetteln, die etwas Farbe ins Dunkel bringen. Hier und da ein leises Grollen, das sich um die Ecke schlängelt. Ab und an ein leises Klacken, das auf dem Steinboden zu hören ist. Ist die Veranstaltung auch wirklich jetzt? Ich ziehe meinen Block aus meiner Tasche, der auf der Frontseite noch Kurven, allerlei Zahlenkomplexe und Matrizen als Abdruck des Vergangenen auf sich vereint und blicke irritiert darauf. Neben mir sind plötzlich eilige Schritte, die mich fast zu Tode erschrecken, aber doch erleichtert aufatmen lassen. „Entschuldige, wo finde ich Hörsaal neun?“ Kann ich gerade noch rufen, aber die Frau ist schon verschwunden. Plötzlich ... irritiert blicke ich nach oben, fasse mir auf den Kopf, wo sich ein etwas kühles Nasses entleert hat und versuche den dumpfen Schritten, die von weit her hallen, nachzueilen.

Karoline Farkas *Drehende Welt*

Als es kam und mich überfiel, war ich noch klein. Es geschah in der Nacht. Ich lag im Bett und hatte geschlafen. Irgendwann wachte ich auf, als hätte ich geahnt, was auf mich wartete. Da schwang ich mich in einer hastigen Bewegung auf. Es war, als wäre ich damit durch das unsichtbare Tor einer anderen Welt getreten. Plötzlich hatte sie begonnen, sich wie ein Wirbelwind zu drehen. Als säße ich in einem dieser rasenden Dinger auf dem Jahrmarkt, die sich überschlugen. Was war das nur? Was war das? Krampfhaft packte ich die Enden meines Bettes und hoffte, der Sturm würde sich dadurch legen. Stattdessen rollte und tobte er weiter. Es war ein Beben, ein Schleudern, ein Rauschen. Aus voller Kehle schrie ich auf, die Tränen liefen mir über die Wangen. Meine Schreie hallten durch das Zimmer. Sie durchstießen dessen Wände und mussten bis zu meinen Eltern vorgedrungen sein. Denn auf einmal ging die Tür auf und meine Mutter stürzte herein und auf mich zu als könnte sie mir durch ein Wort oder allein durch ihre Anwesenheit helfen und den Bann, in dem ich mich befand, lösen. Auch mein Vater erschien kurz darauf in der Tür. „Was ist? Was hast du? Was ist los?“, rief meine Mutter und vor Schreck und Angst war ihre Stimme ganz hoch. Sie setzte sich zu mir ans Bett, umfing und hielt mich, aber die Welt kreiste unbeirrt fort als hätte sie sich in ein unaufhörliches Karussell verwandelt. Ich krallte mich starr an ihren Schultern und an ihrem Hals fest.

Langsam, kaum merkbar, hörte das Tosen auf und sanft und matt sank die Welt auf den sicheren Boden zurück. Ich war wie betäubt und mein Kopf brummte. Meine Mutter sah mich aus weit aufgerissenen Augen an, deren fiebrigen Glanz ich sogar in der Dunkelheit erkennen konnte. Nur widerstrebend legte ich mich wieder in die Kissen. Mir war übel und ich fühlte mich völlig erschöpft, trotzdem konnte ich lange Zeit nicht einschlafen. Meine Mutter blieb noch eine ganze Weile an meinem Bett sitzen, sagte mir tröstende, beruhigende Worte und fuhr mir liebevoll und unentwegt über Kopf und Rücken. Der warme, eintönige Klang ihrer Stimme und ihre streichelnden Bewegungen hüllten mich allmählich in Müdigkeit. Das war der Anfang gewesen. Von nun an verwandelte sich die Welt in den verschiedensten und unvorhersagbaren Momenten in einen wilden Kreisel. Nachts wie tags.

Sabine Krehbiel *Un(i)bekannt*

Der erste Tag an der Uni gleicht einem Taifun, der dich mehr zu Boden reißt und niederschmettert, als dich in die Höhen der akademischen Laufbahn zu heben. Ämter, Papierkram, das Suchen und vielleicht auch Finden von Räumen, deren Nummerierung eher dem Kennzeichen der Voyager gleicht. Die Jagd nach Passierschein A38 ist ein Kinderspiel. Was waren es für Zeiten, als die wichtigste aller Fragen war: Soll das Heft liniert oder lieber kariert sein? Mit oder ohne Rand? Frag das mal in nem Hörsaal. Da wirste schon schief angeguckt, wenn du nur die Hand hebst! Wenn du dann noch fragst, ob du das Wort auch mit blau unterstreichen darfst, da du deinen gelben Stift zu Hause vergessen hast, siehst du schlechten Zeiten entgegen! Überhaupt, nichts mehr mit Rucksack und Pausenbrot von Mama! Wenn möglich noch Tee im Emil um den Hals hängen. Nix! Der Student von Heute trägt Block unterm Arm und Stift als Leihgabe vom Nachbarn. Problem hierbei ist, dass man sich in Hörsälen nicht nebeneinander setzt. Da wird ein Platz freigelassen, Coolness-Prinzip. Wurden schließlich alle Tränen getrocknet und das liebevoll von Mama in Tupperschüsseln gepackte Essen verschlungen, erblühen rosige Zeiten. Referate! Nicht allein, zum Glück mit sieben anderen motivierten Studenten. Und da jeder so moti- ➤

viert ist, sind alle der Meinung, dass nur einer das Referat zu halten hat. Das bist natürlich du: Lernfaktor! Wenn du ganz viel Glück hast, wirst du nach dem Referat von deinen Kollegen noch begrüßt. Meistens aber beachtet man dich nicht mal mehr mit dem Arsch. Falls doch: reiner Selbstzweck. Die Toiletten gleichen einem Schlachtfeld. Es gewinnt diejenige Dame, die die größte Sauerei hinterlässt, wobei man mit Scheiße und Blut besondere Pluspunkte erzielen kann. Kannste das Sagrotan von Mama gleich wieder wegpacken. In deinem Wohnheim folgte erstmal die Biertaufe, als du neulich nachts im rosarot gepunkteten Schlafanzug und den Elchpantoffeln von Papa die Nachbarn gebeten hast, die Musik doch leiser zu drehen, schließlich sei das nun schon die 13. Party innerhalb von vier Tagen. Nach zwei Jahren erfährst du endlich, welche Noten wirklich für dich zählen. Lieber spät, als nie. Nach drei Jahren kennst du fast die meisten Schleichwege durch die Irrganguni, merkst jedoch während der Baumaßnahmen, dass alles eine Lüge war und brauchst für eine Strecke von 100 Metern eine halbe Stunde, nur um dann festzustellen, dass der letzte Bus vor drei Minuten gefahren ist, du deinen Donald-Duck-Regenschirm hängen gelassen hast und nun zu Fuß gehen kannst. Aber Kopf hoch. Dank Studiengebühren wirst du angeregt, dein Studium zügig zu beenden. Schnelligkeit vor Weisheit! Dann kannst du die Welt erobern und zeigen, dass du während deiner Studienzeit genau das geworden bist, was dir zu Beginn so suspekt war.

Thomas Mair Gibt's was Neues im Nebel?

Montagsmorgen 8 Uhr. Mühsam schäle ich mich aus dem Bett. Wie immer ist das Aufstehen ein Loslösen von zähen, klebrigen Gemütlichkeitsfäden. Ein kleiner Tod. Ein Tag, der früh morgens beginnt, behauptet mein Freund Charley, kann nicht mehr gut werden. Ich oder du oder irgendwer und die immergleichen Fragen, die wie Tote auf meinem Teppich herumliegen. Wo ist das Neue, ganz Andere, in der auf die Fresse gefallenen Welt? Wo bin ich, wo ist meine Hose? Ich bin schon interessiert, es ist nicht so, dass es mich einen alten Scheiß schert. Ich und das unbekannte Andere, das immer nur ich selbst bin. Das Unbekannte ist ein großes dunkles Loch mit einem kleinen Eingang, der sich manchmal unbemerkt öffnet, nur um sich blitzschnell wieder zu verschließen. Keiner weiß, was als nächstes passieren wird. Hinter dem Wort lauert ein anderes Wort und alles ist Text. Schnell schmeiß ich mir meine Winterapparatur aus Mütze, Schal, Jacke an, huste aus, dreh eine Zigarette aus den letzten Tabakbröseln. Ich muss jetzt gehen, sage ich und du sagst: Du kannst gehen oder bleiben, das ist mir völlig egal. Draußen die freche Kälte. Durch meine Lücken, hui, pfeift der Wind sein Lied und weht mich wie ein welkendes Blatt über die Straße, der Wind, der Wind dieses höllische Kind. Körper, deren Existenz erst noch bewiesen werden muss, tauchen plötzlich auf aus der Nebelsuppe und rasen auf Rädern vorbei. Am Kiosk kaufe ich die Süddeutsche, auch die Taz und Tabaknachschiebe bei einem Niemand, für den ich ein Niemand bin. Was erwarte ich auch? Jedenfalls bin ich jetzt gerüstet, komme was wolle. Im Bus stapeln sich die Menschen, deren Wirbelsäulen sich zu Fragezeichen gekrümmt haben. Arbeitslose, Kranke, Studenten und andere Wahnsinnige. Es geht nicht weiter. Die Stille im Kopf und der Lärm im Bus, Abschweifungen, Sekundengedanken, die Banalität der Alltagsdämonie, die Fiktionalität der Figuren, die Unbekannte sind wie wir. Chaos, Ordnungsversuche, herabwertendes Herumschlagen mit der unscharfen Gedankenaxt. Von irgendwoher fliegt in meinen Kopf: Ich bin nicht gern, wo ich herkomme. Ich bin nicht gern, wo ich hinfahre. Warum warte ich dann mit Ungeduld? Tja, auch dieser Augenblick vergeht, vorher ein Nichts, nachher ein Nichts, zerbröselt wie ein Keks in ungeschickter Hand. Mein Blick fällt auf den Typen schräg gegenüber, der mit dem ganzen Körper wackelt, Kopf wiegt, hin

und her. Ein wilder Sturm wütet in ihm. Er bewegt die Lippen. Aber er schreit nur in sich selbst hinein. Fahrausweise!, brüllt eine Stimme aus dem Off. Oh nein, der Kontrolleur! Heute hat die Macht keine Uniform an. Sie ist als ganz normaler Mensch verkleidet. Gleich werden die verdammten Bullen kommen und für Ruhe und Ordnung sorgen, weil der Orkan zu toben beginnt: Fahr zur Hölle! Kopfgeldjäger, räudiger Strickkötter, bei den Nazis hättest du Karriere gemacht! Ich lache leise und laufe unerkannt in unbekannter Herde in die Uni, in der alle spinnen, wie Charley behauptet, der sich für den einzig normalen Menschen auf der Welt hält.

Daniel Rimschl Lichter

In hellem Schwarz erleuchtet der Vollmond die Nacht. Der Weg führt mich auf dem Rad einen abschüssigen Weg hinab, seinen Windungen folge ich: Das Dunkel hüllt mich ein, wie maßgeschneidert legt es sich an mich, einzig das Licht meines Rades kündigt meiner. So gleite ich im Schoß der Nacht durch Schneeball, Flieder, Holunder, die im Gesträuch rechts des Weges stehen: Die Nacht gibt nichts von ihrem Bilde preis, aber der Duft kündigt ihrer. Ein leises Rauschen begleitet meinen Weg, es ist der Fluss, der links unterhalb des Weges fließt: Auch er in Schwarz gekleidet, aber der Klang kündigt seiner, und das leise Glitzern seiner Wellen im Mondlicht versichert mich. Ich kann sagen: Fluss, du bist es! Ich kann sagen: Schneeball, Flieder, Holunder, ihr seid es! Und ich kann sagen: Ich bin es!

Ich weiß es, wenn auch für jeden nur sein Stellvertreter spricht: Ich sehe, höre, schmecke meine mir wohlvertraute Nacht. Es ist mein Mond, es sind meine Sterne, es ist mein Fahrradlicht. Aber sieh: ein unbekanntes Licht! Es folgt den Windungen des Weges mir entgegen, ein anderer Radfahrer. Ich kenne ihn nicht, weiß nicht, woher er kommt, weiß nicht, wohin er fährt; die Nacht deckt sein Gesicht, einzig das Licht seines Rades kündigt seiner. Es nähert sich meinem. Der Weg ist eng, beide müssen wir uns verlangsamen. Die Lichter schwanken, zittern, sie lösen sich aus ihrer Bahn: Ein schwindelnder Blick zu den Sternen, ein fliehender Blick zum glänzenden Fluss, schwärmen sie nun wie Glühwürmer durch die Nacht, eine Richtung haben sie nicht, ein Ziel haben sie nicht. Sie streben nur nach oben: Unten hat der Fluss seine Lichter. Doch nicht zu hoch: Oben hat der Himmel seine Lichter. Also bleiben sie in der Mitte und gründen hier eine neue Bahn nächtlichen Lichts.

Die Lichter nähern sich, sind in Augenhöhe, könnten verschmelzen zu einem neuen Mond und leuchten, bis der Tag sie überwältigt.

Reklame



Ein Aufruf der Redaktion:

Wagt euch ins Unentdeckte!

Klischees sind im Aussehen fundiert. Sie beruhen auf dem Glauben, dass, wer vom Aussehen her bestimmte Voraussetzungen erfüllt, auch in eine bestimmte Gruppe einzuordnen ist. Fächerspezifische Klischees gibt es immer. So blöd sie auch sein mögen. Viele haben eine bestimmte Vorstellung von den Studenten anderer Fächer. Vor allem, wenn diese für den Betrachter unbekannt sind.

Obwohl die Uni Regensburg eine Campus-Uni ist, verlässt man als Student ungern seinen bekannten Uni-Bereich. Das typische Beispiel ist die Jura- oder WiWi-Cafete. Der Name dieser Cafeteria variiert, je nachdem, wen man fragt. Der Jurist nennt sie die Jura-Cafete, der BWLer die

WiWi-Cafete. Und natürlich finden sich in dieser Cafete reichlich wahrgewordene BWLer- und Juristenklischees. Ebenso können in der PT-Cafete die Stereotypen der Geisteswissenschaften-Studenten beobachtet werden. Es scheint so, als würden die Fächer-Klischees an den Eigenheiten der jeweiligen Cafeterien deutlich.

Fangen wir bei den Juristen an. Es herrscht die Meinung vor, Juristen tragen überwiegend Hemden (mit nach oben geklapptem Kragen), Perlenketten, Barbour-Jacken und rosa Hemden. Darin liegt auch eine gewisse Wahrheit – das sind nämlich tatsächlich die Kleidungsstücke, die von den Juristen bevorzugt werden. Woran das liegt? Viele Juristen achten nun einmal auf Statussymbole. Sie machen das aber nicht

aus reiner Oberflächlichkeit, sondern weil sie den ersten Eindruck, den sie auf andere machen, als wichtig einschätzen. Da sind die BWLer den Juristen sehr ähnlich – oder umgekehrt. In den Augen der BWLer sehen die Juristen aber ein bisschen anders aus: Ein anständiger Jurist hat immer mindestens einen „Schönefelder“ (Gesetzesammlung) dabei.

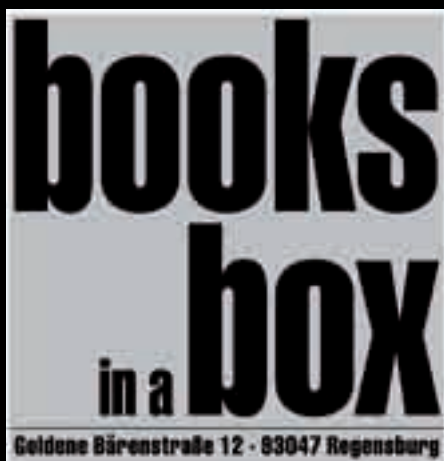
Der PTler fühlt sich in der Jura-Cafete unwohl, denn die Mehrheit hier trägt Kragenhemden und hohe Absätze. Also bleibt er im PT-Bereich. Dort findet man die Kreativen, die Alternativen und die Intellektuellen. In der PT-Cafete sieht man eine bunte Mischung unterschiedlicher Modrichtungen. Die originellsten Trends sind hier zu sehen. Die PTler verzichten auf die materiellen Statussymbole zugunsten des Statussymbols der Intellektuellen: Individualismus und freies Denken. Juristen und BWLer fühlen sich hier unwohl, denn hier laufen viele Individualisten herum. Der Jurist nämlich hat seinen Individualismus aufgegeben, hat sich den Konventionen unterworfen.

Eigentlich ganz einfach. Oder vielleicht doch nicht?

Klischees dienen – wie kulturelle Vorurteile – der Vereinfachung. Man bedient sich ihrer zwangsläufig, weil man sich ohne sie in sozialen Gefügen nur schwer zurechtfinden könnte. An der Uni dienen die Fächer-Klischees auch als Leitsystem. Die verschiedenen Fächer sind an ein bestimmtes Weltbild geknüpft; durch die Studienwahl entscheidet man sich für das eine oder das andere dieser Weltbilder.

Die Wahrheit ist natürlich, dass Klischees nicht immer stimmen. Eigentlich stimmen sie sogar meistens nicht. Um das zu erkennen, muss man sich aber mit dem Fremden bekannt machen. Deswegen: *Irr dich rein ins Unentdeckte!*

Weil ein Buch nicht
genug ist...



ganze Bücher – halber Preis

Taschenbücher ½ Preis – Reclam ½ Preis – große Kunst zu kleinen Preisen –
Alles reduziert: Geschichte, Belletristik, Reise, Kinder-Bastel-Kochbücher etc.
Und für den, der zu faul zum Lesen ist: Hörbücher

Reklame



2 Dollar 10 Cents pro Fahrt, die Aussicht ist gratis

Von Jan Runzheimer

*(Unser Autor verbrachte
ein Auslandssemester
in Australien.)*

Eine Besonderheit im Personenverkehr der Stadt Newcastle in Australien ist der Fährbetrieb; dieser verbindet sehr verschiedene Teile der Stadt. Die Arbeit auf dem Schiff, das nur zwei Haltestellen anfährt, scheint auf den ersten Blick ereignislos, doch lässt sich an Bord ein anderes Bild dieses Berufes erschließen.

Sehr langsam wendet der Kapitän die kleine Personenfähre, bis diese parallel zum Ufer steht. Der Bootsmann öffnet die Tür, nimmt das Schiffstau in die rechte Hand und wirft, wie unzählige Male zuvor, den zur Schlinge geknoteten Teil des Seils auf den Anlegesteg. Nachdem das Boot sicher mit dem Pier verbunden ist, rollt er die Metallbrücke zum Übergang auf das Festland aus. Die Passagiere verlassen das Schiff über den schmalen Steg. Nachdem der Letzte auf festem Boden angekommen ist, gibt der Fährkassierer, die Umhängetasche mit den Fahrscheinen locker um den Bauch geschwungen, den in Reihe Wartenden das Zeichen zum Einstieg. Von ihm erhalten die zahlenden Gäste ihr Ticket, um diesem nach Überquerung des Metallstegs durch den Stempelautomaten Gültigkeit zu verleihen.

Die Benutzung der Fähre, die im Halbstundentakt die Mündung des Hunter River durchquert, kostet zwei Dollar und zehn Cents pro Überfahrt, mit Ermäßigung sogar nur einen Dollar. Damit ist sie billiger als der Bus, unterscheidet sich aber noch in weiteren Punkten vom normalen Personenverkehr.

„Im Gegensatz zu den anderen Angestellten der Verkehrsbetriebe muss das Fähpersonal eine lange Ausbildung durchlaufen. Neben einer maritimen Qualifikation ist auch eine Ingenieursausbildung Voraussetzung“, sagt Michael, der heute für den Ticketverkauf zuständig ist. Auf die Frage, ob die stets gleiche Überfahrt nicht monoton werden kann, antwortet er, mit seiner Zeitung in den Händen, dass sich jeder Beruf langweilig gestalten kann. „Genauso können Berufe wie Maurer, Zimmermann oder Arzt gleichförmig

und eintönig werden.“ Der Vorteil gegenüber ihren Kollegen in Bus oder Bahn sei weiterhin, dass sich auf der Fähre mehr Möglichkeiten bieten mit den Fahrgästen in Kontakt zu kommen. Höhepunkte, wie die Überfahrt einer ganzen Hochzeitsgesellschaft, kommen zwar nicht jeden Tag vor, doch

ist die Arbeit auf einem Fährschiff ereignisreich genug, um nicht dem Trübsal zu verfallen. Während der Wartezeiten bietet sich die Möglichkeit ein gutes Buch zu lesen. Wenn die Fähre vor Anker liegt, bleibt zudem Zeit mit den Kollegen auf dem zu Schiff reden, denn von Einzelnen kann die Fähre nicht in Betrieb genommen werden.

Die Stadt Newcastle im australischen Bundesstaat New South Wales gehört nicht zu den ersten Anlaufpunkten für Rundreisende. Etwa 160 Küstenkilometer nördlich von Sydney an der Mündung des

Hunter River gelegen, verdankt sie ihre

Gründung

dem

Kohl-

leabbau

in

der Region.

An den

Badestränden

der zweitältesten

Stadt Australiens

sind die zahlreichen

Kohletransportschiffe

aus aller Welt am Hori-

zont ein gewohnter An-

blick. Um den aus der Region

per Eisenbahn an den Industriehafen

transportierten Rohstoff aufladen zu können,

müssen die Containerschiffe durch

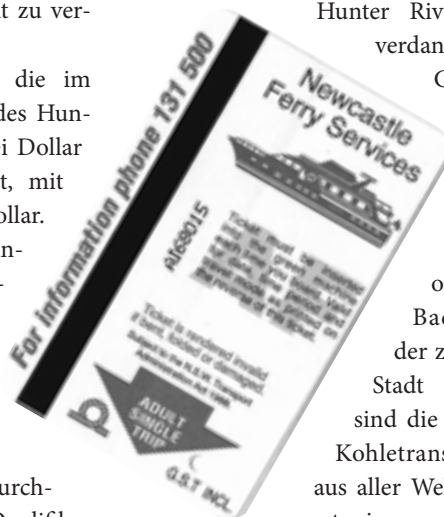
jene Passage, die das Fährschiff kreuzt, in

den Stadtbereich geleitet werden. Schlepper,

die im Vergleich zu den zu führenden

Schiffen winzig erscheinen, sorgen für die

sichere Durchfahrt der Ozeanriesen.



Die Überfahrt mit der Fähre befähigt zu einer Ansicht der Postkartenmotive Newcastles: den alten Leuchtturm „Nobbys Lighthouse“ und die Wehranlagen aus dem 19. Jahrhundert, welche jedoch nie einem Angriff standhalten mussten. Ein Blick auf die gegenüberliegende Seite zeigt, warum Newcastle immer noch einer der wichtigsten Industriestandorte Australiens ist. Große Silos und Lastkräne prägen das Bild der weitläufigen Industrieanlagen. Das Fährschiff verbindet in nur vier Minuten Fahrtzeit die zwei unterschiedlichen Lebenswelten der Stadt. Im Süden das Zentrum mit seinen rötlichen Backsteinbauten, den schicken Restaurants entlang der Uferpromenade und der Christ Church Cathedral, welche in der Silhouette der Stadt markant hervorsticht. Es ist ein Newcastle, wie es sich Stadtplaner und Politik wünschen. Die vom Innenstadtufer schon mit bloßem Auge erkennbare zweite Haltestelle befindet sich im weitaus realeren Stockton, einem der für Newcastle typischen Arbeiterviertel. Hier dominieren Häuser aus Holz, die schon längere Zeit auf einen neuen Anstrich warten, mit ihren blechernen Dächern und gelben Rasenflächen im Vorgarten, auf denen die Anwohner ihre Pick-up-Trucks parken. Es sind die Liquorshops und Pubs, die sich hier behaupten können, Geschäfte anderer Art gibt es nicht in diesem Teil der Stadt.

Die Fahrgäste an diesem späten Freitagnachmittag entsprechen einem Querschnitt durch Newcastles Gesellschaft. Es sind Berufspendler in ihrer schmutzigen Arbeitskleidung, Strandgänger, eine

überschaubare Anzahl von Touristen und Jugendliche in den für Australien selbstverständlichen Schuluniformen. Die Passagiere werden vom Bootsmann während der Überfahrt immer im Auge behalten, da durchaus die Möglichkeit besteht vom Heck des Schiffs ins Wasser zu fallen. Olli, Austauschstudent aus Finnland, will sich die Gedenktafeln ansehen, die den historischen Hintergrund aufzeigen, warum Stockton Beach auch Pirate Point genannt wird. Seine Meinung über die Reize des Fährmannsberufs fällt nicht sehr positiv aus. Er könne sich keinen Arbeitsplatz vorstellen, der sich nur auf einen so kleinen Radius beschränkt.

Das Klingelzeichen ertönt, daraufhin macht der Bootsmann die Leinen der Personenfähre los und das kleine Schiff macht sich auf seinen 700 Meter langen Weg. Nachdem der Kapitän sich vor seine Navigationsinstrumente gestellt hat, startet er die Maschine und bringt das Schiff auf seinen schnurgeraden Kurs Richtung gegenüberliegendes Ufer. Nun findet auch er Zeit über die Eigen- und Besonderheiten seines Berufes zu reden. Steve Doley, Fährkapitän seit 26 Jahren, betont besonders die größere Verantwortung, die für die Angestellten auf dem Schifffahrtsweg besteht. „Jedoch werden die Fährmänner in Newcastle nicht besser bezahlt, als die Angestellten im Busverkehr“, sagt er ohne Ärger in der Stimme. „In Sydney verdienen die Fährmänner deutlich besser, aber was soll man machen.“ Ein großer Teil der Arbeit bestehe darin, das Schiff technisch zu warten und für die Überfahrt sicher zu machen. Dem Dienst auf dem Wasser folgen somit noch einige Stunden in der Bootswerft. Laut Steve „...ist hier immer für Abwechslung gesorgt“. Außerdem mag er die Seeluft viel zu gerne, um dem Job tatsächlich nichts mehr abgewinnen zu können.

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Möwen und Pelikane, die in der wellenarmen Passage ideale Bedingungen für den Beutefang vorfinden, kreisen um das vor Anker liegende Schiff. Die Fähre geht auf ihre letzte Fahrt für heute und bricht mit ihrem normalen Trott. Sie nimmt nun die längste Fahrtstrecke des Tages auf sich und kehrt an ihren Anlegeplatz im Bootshafen der Stadt zurück.



Blutdruck

ALTERNATIVE FASHION
Ausgefallene Klamotten für Rockabilly's, Metaler, Punker oder Leute eben, die einen besonderen Geschmack haben. (Queen of Darkness, Felon, King Kerosin, Lucky 13, Liquor Brand uvm...)

VINYL+CD'S
Kleine aber feine Musikecke aus den musikalischen Schubladen Punkrock, Metal, Indie...

ACCESSOIRES
Taschen, Schmuck, Aufhänger, Nietengürtel...

BANDSHIRTS
Von AC/DC, ANTI-FLAG, BLOOD FOR BLOOD, DEMENTED ARE GO über JOHNNY CASH bis hin zu MISPITS, METALLICA, SLAYER...

BUTTONS
Grosse Auswahl an Buttons und Herstellung individueller Motive möglich.

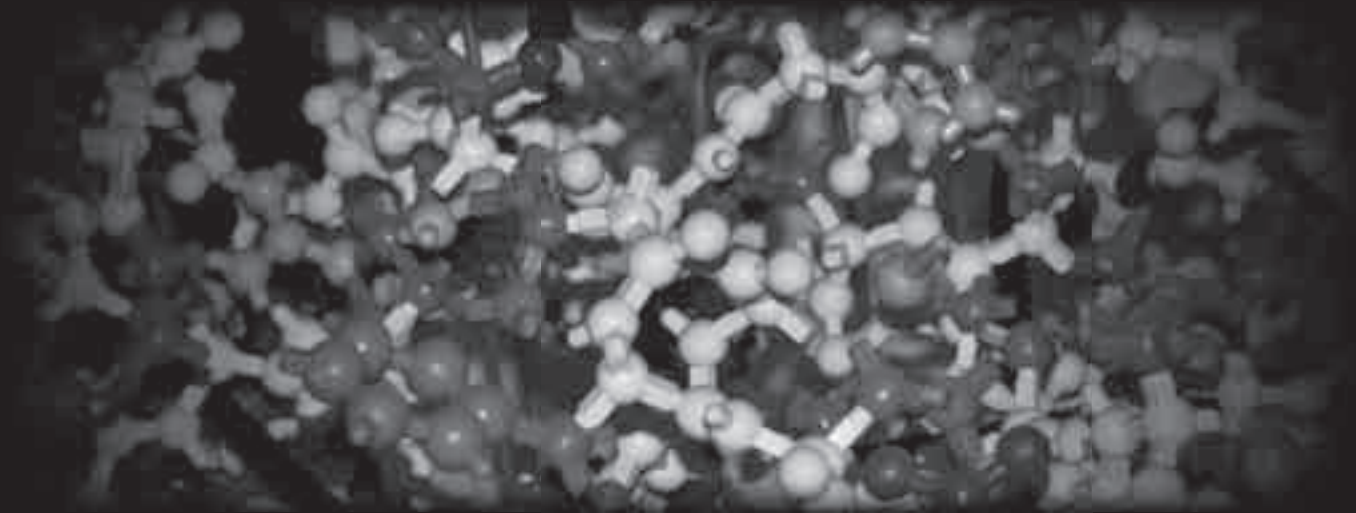
TEXTILDRUCK
Flock-, Flex-, Fotodruck für Kleinauflagen und individuelle Einzelstücke oder Siebdruck für höhere Auflagen

DESIGN
Webdesign, Gestaltung und Druck von Flyern, Aufklebern...

Blutdruck Fashion und Textildruck
Wollwirkergrasse 25 - 93047 Regensburg
Tel.: 0941 - 38212233 www.blutdruck-fashion.de

Wie gut kennst Du unseren Campus?

*Im Großen und Ganzen ist unser Campus vor allem eines: hässlich. Der zweite Blick aber offenbart viel Skurriles, Liebenswertes – und vielleicht sogar: Schönes. Schließlich haben auch Betonriesen Lachfalten ...
Wo wurden die folgenden Detailaufnahmen gemacht? Die Auflösung findet sich am Ende des Heftes.*







Kleine Einführung in die unbekannte Welt der Ameisen

Von Alexander Lüttich

Durchläuft man bei wärmeren Temperaturen – den Blick nach unten gerichtet – das eigene Wohnviertel und zählt bewusst alle Tiere nach verschiedenen Tierarten, werden Ameisen sehr wahrscheinlich bald die Oberhand gewinnen. Auch in tropischen Regenwäldern, beispielsweise im Amazonasgebiet, dominieren sie: Man schätzt, dass das Gewicht aller dort lebenden Ameisen dasjenige aller dort vorkommenden Landwirbeltiere (Säuger, Vögel, Reptilien, Amphibien) um das Vierfache übertrifft, und das obwohl Ameisen im Schnitt 30.000.000-mal leichter sind als ein Mensch. Was aber macht Ameisen eigentlich so unglaublich erfolgreich? Kurz gesagt: Ihre Fähigkeit zur Kooperation und ihre Bereitschaft zur absoluten Selbstaufopferung für ihre Gesellschaft, den Ameisenstaat, in Verbindung mit dessen überwältigender Anzahl an Mitgliedern.

Die Sprache der Ameisen

Kooperation setzt allerdings Kommunikation voraus. Es gibt kein soziales Leben ohne Kommunikation von Individuen, sei es auf physiologischer Ebene bei primitiven Tierverbänden, oder aber in abstrakter Form, auf phonetischer Basis, bei uns Menschen. Ameisen verständigen sich hauptsächlich über Gerüche. Dazu besitzen sie das höchstentwickelte chemische Kommunikationssystem im Tierreich. Je nachdem, welche Substanzen sie in welcher Reihenfolge und Intensität aussenden, erzeugen

sie einen anderen „chemischen Satz“, der Koloniemitgliedern eine ganz bestimmte Botschaft übermittelt: „Dort drüben gibt es Futter.“, „Ein Feind nähert sich.“, „Ich brauche Hilfe“, „Du musst dich um den Nachwuchs kümmern“, „Wir gehören zur gleichen Kolonie“, ... Indem sie chemische Spuren legen, können sie andere Ameisen auch ganz gezielt an einen bestimmten Ort führen. Dabei entstehen allerdings Unschärfen, weil jede Ameise nicht exakt die gelegten Duftspuren verfolgt. Da jede Ameise zusätzlich zur verfolgten Duftspur ihre eigene Wegmarkierung abgibt, entsteht für nachfolgende Ameisen allmählich die kürzeste Route zum Ziel (siehe Grafik S. 37). Diese Methode funktioniert so einfach und gut, dass sie in Form sogenannter Ameisenalgorithmen auf verschiedenste wirtschaftliche und technische Bereiche übertragen und zur Prozessoptimierung gebraucht wird.

Organisation, Kooperation und Arbeitsteilung

Für das Verständnis von Kooperation ist außerdem wichtig, in welchem Verhältnis die Mitglieder einer Vereinigung zueinander stehen, und was sie am besten können. Bei höher entwickelten Ameisenarten kann man verallgemeinern: An der Spitze des Staates steht eine Königin, die Staatsgründerin und außerdem Mutter aller anderen Mitglieder ist. Diese Königinmutter hat als einzige eigene Nachkommen, in der Regel ausschließlich Töchter, die sie unter anderem mit Hilfe chemischer Signale dirigiert. Söhne erzeugt sie nur zur Fortpflanzungszeit. Die Töchter hingegen

bilden die Einheiten eines der wohl komplexesten Sozialgebilde im Tierreich. Sie sind in Kasten organisiert. Das bedeutet, dass sie durch bestimmte äußere Einflüsse während ihrer Entwicklung ein bestimmtes Äußeres ausbilden, das sie wiederum dazu befähigt, ganz bestimmte Aufgaben wahrzunehmen. *Atta sexdens* beispielsweise, eine in Südamerika vorkommende Blattschneiderameisenart, ernährt sich von einem Pilz, der auf frischem Pflanzenmaterial bei feucht-warmen Bedingungen wächst. Um diesen Pilz selbst züchten zu können, graben Vertreter der Arbeiterinnen-Kaste riesige unterirdische Nester. Zusammengenommen schaffen sie mit etwa einer Milliarde Ladungen, die das vier- bis fünffache ihres eigenen Körpergewichts ausmachen, 40 Tonnen Erde an die Oberfläche. Um das Arbeitspensum einer Arbeiterin zu bewältigen, müsste ein Mensch in Relation gesetzt fünfzehn Kilometer lang eine Last von 300kg bei einer Geschwindigkeit von 26km/h transportieren – und zwar mehrmals nacheinander. Die Ameisen errichten dabei ein weitverzweigtes System verschiedener Kammern, in denen sich zum Beispiel Teile ihrer Brut, die Königin, Vorräte, oder eben auch der Pilz befindet. Die Kammern sind über eine Vielzahl von Gängen miteinander und mit der Außenwelt derart verbunden, dass der Bau durch einen angemessenen Luftstrom optimal klimatisiert wird. So begünstigen Luftfeuchte und Temperatur das Pilzwachstum ideal. Die Pilzzuchtmaßnahmen selbst könnte man als eine Art fein aufeinander abgestimmter Fließbandkolonne bezeichnen: Die größten Arbeiterinnen verlassen den Bau regelmäßig und schneiden mit ihren für ihre Größe gewaltigen Kiefern kleine Stücken Pflanzenmaterial aus Blättern umliegender Bäume. Sie lassen sie zu Boden

Sie errichten gewaltige Bauwerke, leben in Gesellschaften von mehreren Millionen Individuen, betreiben Landwirtschaft, und führen unerbittlich Krieg. Dieser Satz ist keine verallgemeinernde Selbstbeschreibung der Spezies Homo sapiens, wie sie in jedem soziologischen Wörterbuch zu finden sein könnte. Er beschreibt vielmehr eine Familie kleiner, sozialer Lebewesen, die wegen ihrer Fähigkeit sich selbst zu organisieren und ihre Umgebung zu gestalten, in ihrer Umwelt unbestritten im ökologischen Zentrum stehen. Er beschreibt das Leben der mehr als 12.000 Arten umfassenden Familie der Formicidae. Er beschreibt das Leben der Ameisen, die neben dem Menschen vorherrschenden Landbewohner überhaupt.

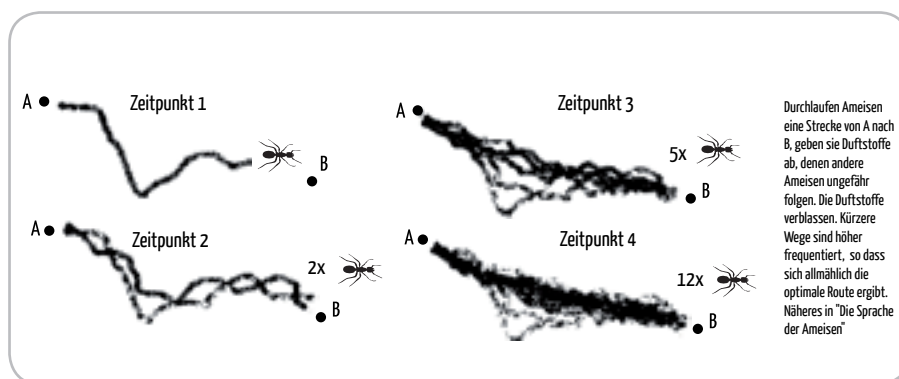
fallen, wo sie von kleineren Arbeiterinnen aufgenommen und in bestimmte Bereiche des Nestes eingetragen werden. Dort warten andere Kasten, die das Schnittgut weiter zerteilen, zerkauen und zu den Pilzgärten bringen. Dieses Substrat wird von Gärtnerinnen verteilt. Miniaturgärtnerinnen, die kleinsten Arbeiterinnen im Staat, bepflegen selbst die engsten Bereiche des Nestes und setzen auf frischem Substrat neue Pilzkulturen an. Geschützt wird die ganze Kolonie von riesigen Soldatinnen, welche die kleinen Gärtnerinnen in ihrer Größe um das 300-fache übertreffen. Diese extreme Form der Arbeitsteilung stellt

als lebende Weberschiffchen gebrauchen. Sie können sich dann keinen Kokon mehr spinnen, sind aber insgesamt durch ein sicheres, stabiles Nest besser geschützt.

Der Superorganismus

Man kann tendenziell feststellen, dass bei höherentwickelten Ameisenarten mit größeren Staaten die arbeitsteilige Organisation ausgeprägter ist. Arbeitsteilung ermöglicht nämlich ganz allgemein hö-

die Entdeckung Santiago Ramón y Cajals, wonach unser Gehirn ein Netzwerk einfacher Nervenzellen darstellt, einen ordnenden Geist im Ameisenstaat walten. Das konnte nicht bewiesen werden. Trotzdem: Wenn Waldameisen ihren Hügel nach Süden ausrichten (weshalb Ameisenhögel in alpinen Regionen früher auch als Kompass benutzt worden sein sollen) und durch ständige Umbaumaßnahmen im Inneren konstante Bedingungen schaffen, dann weiß eine Ameise das mit großer Sicherheit gar nicht. Auch Treiberameisen, die als 15m x 2 m großer lebender Teppich auf ihren Raubzügen durch den Regenwald den Erdboden von jeglichem für sie erreichbarem Leben säubern, machen sich darüber höchstwahrscheinlich keine Gedanken. Neuere computergestützte Berechnungen zeigen aber, dass es tatsächlich möglich ist, durch eine Verknüpfung einfacher Handlungen einzelner Individuen komplexe Aufgaben zu lösen. Gemäß diesem als Schwarmintelligenz bezeichneten Phänomen werden mittlerweile sogar schon kleine Roboter konstruiert (www.swarm-bots.org).



selbst bei Ameisen eine Besonderheit dar. Es ist aber auch bei anderen Ameisenarten die Regel, dass für verschiedenste Aufgaben auch ganz verschiedene Arbeiterinnen gebraucht werden. Bei Weberameisen der Gattung *Oecophylla* wird sogar die Brut miteinbezogen. Diese Arten bauen ihre Nester in Bäumen, indem sie Pflanzenmaterial miteinander „verweben“. Nachdem einige Arbeiterinnen in einer gemeinsamen, koordinierten Aktion zum Beispiel zwei Blätter zusammengezogen haben, benutzen andere den Nachwuchs um die Blätter zu verbinden. Die Larven opfern dafür bereitwillig ihre Seidenfäden und lassen sich dabei von den Arbeiterinnen

here Effizienz, weil vor allem bei einer Verkettung von Einzelschritten Störungen leichter ausgeglichen werden können. Außerdem entstehen durch die Vielzahl eng miteinander verzahnter Organismen erstaunliche Gesamtleistungen, weshalb man schon vor ca. 100 Jahren auf die Idee kam, komplette Ameisenkolonien als Einheiten zu betrachten. Man sprach in diesem Zusammenhang vom Ameisenstaat als Superorganismus und erkannte, dass viele komplexe Leistungen, wie z. B. das planvolle Züchten eines Pilzes, durch die Hirnleistung einzelner Ameisen gar nicht erklärt werden konnte. Mancher Mystiker vermutete sogar, vielleicht ermutigt durch

It's all about genetics: Zum Dienen geboren

Eine kleine Zwischenfrage: Würde der Leser dieses Textes freiwillig sein gesamtes Leben in härtester, selbstverzehrender Arbeit einer Königin und ihrem Staat widmen, sie pflegen und schützen, ihre Nachkommen großziehen, dafür aber auf eigenen Nachwuchs verzichten und im Falle eines Angriffs von außen ohne zu zögern das eigene Leben im Kampf opfern?

Na ja ... Laut Darwins Evolutionstheorie müsste aber eigentlich jedes Lebewesen danach streben, seine eigenen Erbanlagen weiter zu geben, also Nachkommen zu haben. Die Genetik hat dafür eine eigene Lösung, wenn man das besondere Verwandtschaftsverhältnis der Ameisen untereinander berücksichtigt. Die meisten Lebewesen besitzen ihr Erbgut in doppelter Ausfertigung: einen Satz Anlagen vom Vater, den anderen von der Mutter. Sie sind mit ihren Eltern und echten Geschwistern (gleiche Eltern) demnach zu 50 Prozent verwandt. Bei weiblichen Ameisen ist das genauso. Männliche Ameisen hingegen entstehen aus unbefruchteten Eiern und besitzen also nur einen Satz Erbanlagen, den sie zu 100 Prozent an ihre Nachkommen weitergeben. Daraus ergibt sich, dass weibliche Ameisen mit ihren Schwestern zu 75 Prozent verwandt sind, mit ihren eigenen Nachkommen aber nur zu 50 Prozent. Um viele Gene weiterzugeben, ist es für Ameisen demnach günstiger, ihrer Mutter bei der Aufzucht möglichst vieler Töchter zu helfen, als selbst Mutter zu werden. Sie leben für Kolonie und Königin und verteidigen diese mit ihrem Leben. Für die Weitergabe eigener Gene ist die Königin wichtiger als sie selbst! Dieses Prinzip nennt sich Verwandtenselektion und ist wieder nichts anderes als eine Art der Arbeitsteilung, nämlich im Bereich der Fortpflanzung. Aus der Bruderperspektive sieht die Sache aber genau umgekehrt aus. Sie sind mit ihren Schwestern nur zu 25 Prozent verwandt, können aber an ihre Nachkommen alle eigenen Gene weitergeben. Es lohnt sich für männliche Ameisen nicht, den Staat zu pflegen. Sie sind hochgradig asozial, ziehen sich bei Konflikten zurück und lassen sich solange füttern und putzen, bis sie das Nest verlassen und sich paaren können. Dann sterben sie ziemlich bald. (Der Autor warnt übrigens generell vor allzu schnellen Analogieschlüssen. Diese Verwandtschaftsverhältnisse und die sich daraus ergebenden Konsequenzen sind eine Eigenart der Ameisen! Es ist ja auch, was die Organisation des Staates betrifft, – zumindest nach Wissen des Autors – keine absolute Monarchie im familiären Rahmen mit amazonenhaften Zügen bekannt, bei dem Kastenzugehörigkeit eine nicht unwesentliche Rolle spielt.)

Zwischen Egoismus und Gemeinsinn

So weit die Theorie. Muss man sich den Ameisenstaat also immer als ein Gebilde vorstellen, bei dem die Rollen klar verteilt sind, jedes Mitglied sich gerne fügt und daher niemals Konflikte auftreten? Nein. Und das nicht nur deshalb, weil Königinnen sich auch mit mehreren Männchen paaren können, wodurch eine genetische Erklärung, wie sie oben beschrieben wurde, schwierig wird. *Leptothorax*-Arten, bei denen manchmal mehrere Königinnen pro Kolonie vorkommen, bilden strikte Dominanzhierarchien aus. Die Königinnen bedrohen und bekämpfen sich untereinander so lange, bis sich schließlich nur noch diejenige Königin fortpflanzt, die sich den Spitzenplatz erobert hat. Fällt die Topplatzierte aus irgendeinem Grund weg, beginnen erneut heftige Kämpfe. Auch hochrangige Arbeiterinnen können so dominant sein, dass sie selbst in Anwesenheit der Königin zusätzliches Futter beanspruchen und eigene Eier legen. Königinnen anderer Ameisenarten haben ziemlich raffinierte Methoden zum Erhalt der Vorherrschaft entwickelt: Sie geben Pheromone ab und hemmen dadurch die Fruchtbarkeit von Arbeiterinnen und jungen Königinnen. Manche fressen auch ganz einfach die Eier ihrer Konkurrentinnen auf, und wieder andere markieren ihre Gegner und provozieren dadurch Arbeiterinnen, diese anzugreifen. Selbst in primitiven, klonalen Ameisengesellschaften (die Mütter vermehren sich, indem sie sich selbst klonen!), bei denen die Einzeltiere genetisch zu 100 Prozent identisch sind, gibt es strenge Hierarchien um das Recht sich fortzupflanzen. Durch sogenanntes Policing (vielleicht am ehesten mit „Überwachungsmaßnahmen“ zu übersetzen) sorgen bestimmte Kolonienmitglieder dafür, dass die Rangordnung eingehalten wird und sich kein Tier unberechtigt vermehrt. Der Ameisenstaat beruht auf ständiger Überwachung, Bedrohung, Folter und Mord. Er befindet sich im ständigen Konflikt zwischen egoistischem Handeln

der einzelnen Mitglieder und der Notwendigkeit, als Ganzes zu funktionieren.

Krieg der Ameisen

Sind sie im familiären Umfeld grausam, so verhalten sich Ameisen nach außen hin verheerend. Die beiden bekanntesten Myrmekologen (Ameisenforscher) Bert Hölldobler und Edward O. Wilson schreiben entsprechend: „Das außenpolitische Ziel der Ameisen lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: ständige Bedrohung der Territorialgrenzen benachbarter Kolonien und, falls möglich, die totale Vernichtung des Nachbarvolkes. Wenn Ameisen im Besitz von Nuklearwaffen wären, würden sie die ganze Welt wahrscheinlich innerhalb von einer Woche auslöschen.“ Ein Beispiel kriegereischer Auseinandersetzungen geben die Konflikte zwischen der Feuerameisenart *Solenopsis invicta* und *Pheidole dentata*. Die Feuerameise ist eine in manchen Südstaaten der USA eingeschleppte Art. In vielen neubesiedelten Gebieten konnte sie sich – wie ihr wissenschaftlicher Name



Weberameisen kooperieren beim Nestbau und bilden mit ihren Körpern „lebende Seile“

schon vermuten lässt (*invicta* = lat. unbezigt) – ziemlich ungehindert ausbreiten. Wenn es *Solenopsis*-Völkern gelingt, eine Kolonie von *Pheidole* ausfindig zu machen, überwinden sie diese schnell und fressen sie auf. Trotzdem gibt es im Umkreis von *Solenopsis*-Kolonien zahlreiche *Pheidole*-Nester. Das verdanken sie einer besonderen Soldatenkaste mit enormen Kiefern (*dentata* = bezahnt). Diese Soldaten stehen in permanenter Bereitschaft nahe der Kolonie, meist untätig, manchmal patrouillierend. Nähert sich eine *Solenopsis*-Späherin und wird diese zum Beispiel von einer kleinen Arbeiterin erkannt, kommt die *Pheidole*-Arbeiterin sofort, berührt den Feind um dessen Geruch aufzunehmen und läuft, eine Markierungsduftspur setzend, zur eigenen Kolonie. Daraufhin werden die Soldaten alarmiert und versuchen in einer gebündelten Abwehrreaktion so schnell als möglich den Feind zu erreichen. Sie verschwenden ihre Zeit nicht mit den üblichen Verteidigungstaktiken (z. B. Stechen), sondern benützen ihre Kiefer wie Scheren und zerschneiden den Eindringling. Er kann nicht flüchten, das

Pheidole-Nest verraten und seine Kolonienmitglieder zu Hilfe zu holen. So werden die meisten *Solenopsis*-Angriffe schon im Voraus verhindert. Gelingt das nicht, und greifen die zahlenmäßig 100-fach überlegenen Feuerameisen an, so kämpfen die Soldaten bis zum Tod und halten bestenfalls die Angreifer so lange auf, dass die eigene Kolonie das Nest fluchtartig inklusive ihrer Brut chaotisch verlassen kann. Was bleibt, fressen die Feuerameisen. Dann ziehen sie ab. Ist die Gefahr vorbei, kommt die *Pheidole*-Kolonie zurück und kann nach einer heiklen Zeitspanne von zwei Monaten neue Soldaten großziehen. Andere Ameisenarten setzen bei ihrer Kriegsführung sogar Propagandamittel ein. Die gegnerischen Parteien versammeln sich in regelmäßigen Abständen zu Schaukämpfen, bei denen die eigene Kampfstärke demonstriert wird. Sind beide Gegner beeindruckt passiert nichts. Hat eine Kolonie den Verdacht, der Gegner könnte unterlegen sein, wird rücksichtslos angegriffen. Um einen kleinen zusätzlichen Eindruck von möglichen Bösartigkeiten zu erhalten: Diebesameisen bauen Tunnels zum Nest

ihrer Opfer, um sie dann im eigenen Haus zu überraschen. Von einigen *Camponotus*-Arten ist bekannt, dass sie sich durch Muskelkontraktion selbst in die Luft sprengen, um Gegner mit einem freiwerdenden, giftigen Sekret zu bespritzen. Sklavenhalterameisen rauben bewusst die Brut anderer Arten, um sie später für sich arbeiten zu lassen ...

Sind Ameisen die schlechteren Menschen?

Wer jetzt versucht ist, ideologische Schlüsse zu ziehen, der sollte Folgendes bedenken: Mechanisch funktionierende Ameisengesellschaften gehorchen nicht der Logik unseres menschlichen Denkens. Sie kennen keinerlei Rachegelüste und sind vollkommen ideologiefrei. Sie handeln so, weil sie sind, wie sie sind. Ameisen sind als Einzelwesen ziemlich dumm. Sie zeigen weder Liebe noch Hass. In den letzten zwei Millionen Jahren haben sie sich praktisch nicht verändert, während der Mensch in dieser Zeit die komplexeste und rasanteste Gehirnentwicklung der ganzen Entwicklungsgeschichte hinter sich gebracht hat. Das heißt aber nicht, dass wir Ameisen gering schätzen sollten. Sie haben sich seit 10 Millionen Generationen bewährt, hundertmal länger als wir. Ihre ökologische Bedeutung kann man kaum hoch genug einschätzen. Von einem plötzlichen Aussterben des Menschen würde sich die Welt schnell erholen.

Am Lehrstuhl für Evolution, Verhalten und Genetik forscht man unter Prof. Dr. Jürgen Heinze in mehreren Arbeitsgruppen und verschiedenen Bereichen an Ameisen. Vielen Dank allen, die mich bei meinem Artikel unterstützt haben. Es lohnt sich in jedem Fall, einmal auf der Homepage vorbeizuschauen: <http://www.biologie.uni-regensburg.de/Zoologie/Heinze/index.html>. Für Interessierte: Bert Hölldobler, Edward O. Wilson: *The Ants*, dt. Übers.: Ameisen; Bert Hölldobler, Edward O. Wilson: *Ameisen: Die Entdeckung einer faszinierenden Welt*





Garantiert nicht unbekannt:

Schon seit 17 Jahren ist er an der Uni tätig, tagein, tagaus laufen hunderte Studenten an ihm vorbei. Dabei sitzt er immer zuverlässig an seinem Arbeitsplatz und keiner, der an ihm vorbeigeht, entkommt seinem prüfenden Blick. Der Mann, von dem hier die Rede ist, heißt

Xaver Schroll

Der 58-jährige ist Pförtner am Sportzentrum und wohl allseits bekannt.

Wenn er nicht gerade Hallen aufsperrt oder Sportausweise ausstellt, kontrolliert er die sportwütigen Studenten nach ihren gültigen Sportausweisen – genauer gesagt, ob die personalisierte Mensa-Card die aktuelle Semestermarke enthält. Diese Umstellung erfolgte übrigens allein aus praktischen Gründen und ist somit eine Erleichterung für uns Studenten.

Bei etwa 6.500 Studenten, die durch diese Semestermarke am Unisport teilnehmen dürfen, bleibt natürlich so einiges liegen. So ist der aus Saalhaupt bei Bad Abbach stammende Pförtner auch die Anlaufstelle für im Sportzentrum verlorene Wertsachen. Wer Handtücher, Sportklamotten oder -schuhe vermisst, muss diese in den dafür vorgesehenen Spinden im Barfußgang suchen.

Diesen Mann muss man als Regensburger StudentIn einfach kennen, nicht nur des Sportes wegen, sondern auch, um sein sympathisches Lächeln am Eingang der Sport-Fakultät mitzunehmen.

Angelika Endres & Sophia Heißbauer

Trend vs. Tradition

Cafés im Vergleich

In ihrer Ausgabe vom 12. November 2008 befasst sich die Süddeutsche Zeitung mit dem Einbruch der Cafékette „Starbucks“ und dem aufkommenden Trend zu den sogenannten „McCafés“ – scheinbar eine noch offene Marktlücke, in die der McDonalds Konzern hineinzustoßen versucht. Wie es aussieht, mit Erfolg, da eine erstaunlich große Zahl an Kaffee-Konsumenten inzwischen diese Art Cafébesuch vorzieht.

„McCafé“ – ein Café der anderen Art. Nach einem ausgiebigen Big Mac-Menü gelüftet es den einen oder anderen nach Süßem. Dem trägt McDonalds Rechnung. Durch das inzwischen übliche Shop-in-Shop-System versucht die Gastro-Kette, ihre Kunden rundum zufriedenzustellen. McCafé soll sozusagen McDonalds zum Chillen sein: Loungiges Ambiente in warmen Farbtönen, Nussbaumparkett und angenehmes Licht, in Kombination mit einem großen Latte Macchiato und den so typischen Muffins, Cookies und Co. Welche Wünsche bleiben da noch offen? Im Vergleich zu „Starbucks“, der „San Francisco Coffee Company“ oder der in Regensburg angesiedelten Kette „Boston Coffee Community“ bietet McDonalds ein PreisLeistungsverhältnis, das durchaus akzeptabel und für jedermann erschwinglich ist, für Jugendliche ebenso wie für Erwachsene. So ist der große Cappuccino für 2,69 Euro zu haben, ebenso eine Latte Macchiato oder diverse Tees. Ein Stück Kuchen kostet zwischen einem und drei Euro. Während das Angebot durchaus breitgefächert ist, vom schlichten Croissant bis hin zu vitaminreichen Obstsalaten und Gesundheitssmoothies, und der Geschmack dabei ebenfalls nicht auf der Strecke bleibt, ist es um die angestrebte Wohlfühlatmosphäre eher schlecht bestellt. Das ständige

Kommen und Gehen der burgerhungrigen Kunden im Fastfood-Bereich gleich nebenan schafft eine unruhige Atmosphäre, der Pommes-Geruch aus der angrenzenden offenen Küche überdeckt nur allzu oft den Duft von frisch Gebackenem. McCafé: kein Platz zum Chillen, sondern für den „Fast Coffee“.

Ganz anders unser zweites Testobjekt: Das „Felix“ in der Regensburger Altstadt. Es besticht allein schon durch sein hübsches Extérieur. Hohe Fenster, eine alte Fassade, ganz in dem typischen Stil des mittelalterlichen Stadtkerns. Auch im Innenraum herrscht echte Gemütlichkeit. Trotz des düster-dunklen Mobiliars, das auf den ersten Blick eher rustikal erscheint, wird durch liebevolle Detailarbeit aus dem Gastraum eine Art „Wohnzimmer“ mit ganz individuellem Charme, in dem man gerne länger sitzen bleibt als nur auf einen schnellen Kaffee. Hier liest man gemütlich seine Zeitung, schlürft seinen Cappuccino, ratscht mit Freunden oder man vertreibt sich die Zeit beim Beobachten der Passanten, die draußen an den großen Fenstern vorbeiflanieren. Das „Félix“ bietet ein großes Sortiment an Köstlichkeiten, nicht nur Kuchen und Gebäck, sondern auch Pizza, Suppen, Burger oder Crêpes – für den kleinen und den etwas größeren Hunger. Die Preise sind auch im „Félix“ eher moderat. Für Kaffeespezialitäten zahlt man zwischen zwei und vier Euro, Haupt- und Zwischengerichte, Kuchen und Gebäck liegen zwischen 3 und 13 Euro.

Für die kurze Pause zwischen zwei Terminen oder Vorlesungen ist also McCafé die geeignete Alternative. Aber wenn's ein bisschen stilvoller, gemüthlicher, kurz: wenn's „regensburgerischer“ sein soll, dann führen zweifellos alle Wege ins „Félix“.

Anna Maria Aigner & Mandy Giller



FIESTA MEXICANA hört sich manchmal bayerisch an

Von Kathrin Emmerdinger

*(Unsere Autorin hat
ein halbes Jahr in
Mexiko verbracht.)*

Bunte Häuser mit Flachdächern reihen sich aneinander, manche schön verputzt, in rosa, hellblau oder gelb, andere im bräunlichen Rot der Ziegelsteine belassen, einfach weil die Besitzer kein Geld mehr hatten, sie zu streichen. Auf manchen Dächern sind die Bewohner gerade damit beschäftigt, ihre Wäsche aufzuhängen, auf anderen flattern Hosen, T-Shirts und Socken bereits im leichten Wind. Enge Gassen, die sich vom Stadtkern aus nach oben schlängeln und in denen man sich leicht verlaufen kann. Und ringsum Berge, spärlich bewachsen mit allerlei fremdartig aussehenden Kakteenarten. Das ist Guanajuato, die Hauptstadt des gleichnamigen Bundesstaates im Zentrum von Mexiko.

Über fünf Monate habe ich im letzten Jahr dort gelebt – zunächst als Studentin an der Sprachenschule der Universität, später als Praktikantin bei einer privaten psychologischen Einrichtung.

Die Stadt der Frösche

Guanajuato ist mit seinen 150 000 Einwohnern klein und beschaulich – im Ge-

gensatz zu Metropolen wie Mexiko-Stadt, in der allein bereits 23 Millionen der insgesamt etwa 103 Millionen Einwohnern Mexikos leben. Trotzdem ist auch Guanajuato, wie das gesamte Land, ein Ort der Gegensätze. Eine gepflegte Innenstadt, mit wunderschönen Plazas und jeder Menge touristischer Läden, in der jeden Abend die Straßen mit Unmengen Wasser gereinigt werden. Im Gegensatz dazu die Wohngebiete außerhalb des Zentrums, in den höher gelegenen Bereichen der Stadt, rudimentär, einfach nur Backsteine schnell zusammengezimmert, ohne Putz und Farbe. Hier herrscht Armut, wenn auch bestimmt nicht so extrem wie in den Slums vor dem Moloch Mexiko-Stadt.

Die Stadt entstand zur Zeit der spanischen Kolonisation zunächst als Minenstadt aufgrund der zahlreichen Silbervorkommen. Das Besondere an ihr ist, dass sie mitten in die Berge gebaut wurde und außerdem ein unterirdisches Tunnelsystem besitzt. Der Großteil des Verkehrs fließt durch diese ehemaligen Flussbetten und Bergwerkschächte.

In Guanajuato ist das Leben ruhig. Fast ein wenig zu ruhig für mich, wenn ich – mal wieder zu spät dran – ins Zentrum hetze und die Menschen auf den engen Bürgersteigen vor mir so gemächlich

vor sich hinschlendern, dass mir nichts anderes übrigbleibt, als auf die ebenso engen Straßen auszuweichen, um sie zu überholen. Nur im Oktober wird das Leben hier richtig hektisch: Zum Festival Cervantino, dem größten internationalen Musik- und Kulturfest Mexikos stürmen Tausende von Touristen aus aller Welt das Städtchen.

Auf meinem täglichen Weg ins Zentrum komme ich an der *plaza de las ranas*, dem Platz der Frösche vorbei, geziert von riesigen Steinskulpturen die Kröten in bizarren Positionen darstellen. Der Name Guanajuato bedeutet in der indigenen Sprache Purépecha „Ort der Frösche“ – denn genau diese Form sollen die Felsformationen rund um die Stadt angeblich besitzen.

Weiter geht es, an der Frau die Tacos und Sandwiches verkauft vorbei, Richtung Innenstadt. Vorbei an den Ständen vor der großen Markthalle – hier preisen mir die Händler süßes Brot an, Früchte, mexikanische Süßigkeiten und allerlei aus Mais gebackene Leckereien. Im Inneren der Markthalle lassen sich darüber hinaus auch Handwerkskunst und Alltagsartikel wie Kleidung, Schuhe, Taschen, fast alle Lebensmittel und sogar Zahnbürsten erwerben.

Reklame

Ohne Chili geht es nicht

Auch im Zentrum weiß ich inzwischen, zu welcher Uhrzeit wer was wo verkauft. Tagsüber gibt es zum Beispiel die Früchtestände. Wahlweise kann man sich dort Melonen, Mangos, Papayas, Ananasstücke oder alles gemischt holen. Darüber geträufelt serviert mir die Frau am Stand Zitronensaft und eine gehörige Portion Chilipulver. Plötzlich schmeckt die süßeste Wassermelone säuerlich, was mich weniger begeistert, die Mexikaner aber toll finden. Sie essen so gut



EXIL

TÜRKISCH-KURDISCHE KÜCHE

Großes vegetarisches Angebot

Täglich ab 17.30 Uhr

Karin, Service und Theke

Regensburg · Weißgerbergraben (gegenüber GARBO-Kino) · Telefon 0941-58 65 816

wie alles mit Zitronensaft und Chili – Gurken, Kokosnussstücke, Äpfel – und eben sogar Mangos und Melonen.

Abends übernimmt die Maisfrau den Stand der Obstfrau – dann kaufe ich mir immer wieder die leckeren Maiskolben, *elotes* genannt, in Wasser gekocht und dann mit ausreichend Mayonnaise oder Crema, einer Art Crème fraîche, bestrichen. Darüber kommt natürlich wieder eine gehörige Portion Chili.

Ohne Chili geht es eben einfach nicht – daneben ist aber auch der Mais ein unverzichtbarer Bestandteil der mexikanischen Küche. *Tamales* zum Beispiel sind aus Maisteig hergestellte und mit süßen oder salzigen Zutaten versetzte Taschen, dazu gibt es *atole*, ein Getränk aus Maismehl, Zucker, Zimt und unterschiedlichen Fruchtaromen. Tortillas sind das mexikanische Brot und dürfen bei keinem Essen als Beilage fehlen. *Quesadillas*, zusammengeklappte Tortillas mit Käse, wären dann das mexikanische Käsebrot, das kann man sich noch leicht merken. Komplizierter wird es, wenn gefüllte, zusammengerollte Tortillas *tacos* heißen, sich der Name allerdings zu *burrito* ändert, sobald der Tortilla statt aus dem üblichen Maismehl aus Weizenmehl hergestellt ist. Wer sich auf der Speisekarte *enchiladas* aussucht, bestellt eigentlich auch wieder einen *taco*, nur wurden die Tortillas in einer Chilisoße angebraten. Das typischste Gericht für Zentralmexiko, vor allem in der ländlichen Region, ist jedoch *mole poblano* – Hähnchen in einer Soße aus Schokolade und verschiedenen Chilisorten.

Eine etwas eigene Angewohnheit mancher mexikanischer Studenten ist es übrigens das Essen nicht selbst zu kochen, sondern vom Elternhaus Unmengen an Vorgekochtem mitzunehmen, dies einzu-

frieren und entsprechend aufzuwärmen. Für die Eltern ist dies billiger, als den Kindern Geld für die Selbstverpflegung in der Stadt zu geben.

Wer kennt Gringolandia?

Inzwischen bin ich schon längst in meinen Klassenzimmern angekommen, wo ich hauptsächlich mit amerikanischen

heutigen Südstaaten der USA ursprünglich mexikanisch.

„Viva México!“ – die mexikanische Unabhängigkeit

Hoch über dem Zentrum thront der Pipila, der Held von Guanajuato, ein gewaltiger Steinriese, der heroisch über die Stadt blickt. Seine Geschichte erzählt, dass



Austauschstudenten zusammen studiere, aber auch mit drei weiteren Regensburgern, sowie einer Belgierin und einer Polin.

Auch wenn es einige europäische Studenten in Guanajuato gibt, die meisten weißen Ausländer sind doch US-Amerikaner, so dass ich nicht selten mit einer *gringa* verwechselt werde. Angeblich kommt das Wort aus dem Krieg mit den USA von 1846 bis 1848. Die amerikanischen Soldaten sollen grüne Uniformen getragen haben, und *gringo* hätte seine Wurzeln im Schlachtruf der mexikanischen Soldaten: *green go!*. Zwar zweifeln Linguisten an dieser Erklärung, aber die Annahme, dass das zwiespältige Verhältnis zwischen Mexikanern und US-Amerikanern unter anderem in diesem Krieg seinen Anfang nahm, scheint mir plausibel, denn schließlich waren ganze acht der

sich während des Unabhängigkeitskrieges spanische Soldaten in der Alhondiga, einem Kornspeicher, verschanzten, um von dort aus geschützt ihre Angriffe zu starten. Der Pipila, ein Minenarbeiter aus Guanajuato schlich im Sturmfeuer, geschützt mit einer großen Steinplatte, die er auf seinem Rücken befestigt hatte, zur Tür und setzte sie in Brand – die Unabhängigkeitskämpfer stürmten die Festung. Pure Legende, kommentiert mein Lehrer in mexikanischer Geschichte. Nun, auch wenn über den wahren Kern in dieser Erzählung wohl Uneinigkeit herrscht – ein guter Ausflugs- punkt, von dem aus sich die ganze Stadt überblicken lässt, ist der Steinriese allemal.

Der mexikanische Unabhängigkeitstag wird am 16. September gefeiert. Wochenlang vorher schon hängt die mexikanische Flagge in allen Fenstern, die Straßen sind

mit Girlanden in den Nationalfarben grün, weiß und rot geschmückt, die Schaufenster passend dekoriert. Das Fest am Vorabend des 16. September, *el grito*, ist beeindruckend – der Bürgermeister der Stadt verkündet die Unabhängigkeit von neuem und nach einem vereinten „Viva México!“ geht die Feier los. Als (zugegebenermaßen hinkender) Vergleich für ähnliche Feste in

gewöhnungsbedürftigen, Kombinationen von süß und scharf – Bonbons und andere Süßwaren mit Chili oder der bitteren Frucht Tamarinde.

Eigentlich ist die Catrina, das elegante Skelett, aber eine Kultfigur in ganz Mexiko – mein Laden verkauft im oberen Stockwerk eine ganze Reihe von Catrina-Figuren verschiedener Größen. Beliebt

Vorstellungen aus dem Jenseits zurück. Altäre, die *ofrendas*, werden errichtet, mit Speisen, Blumen und persönlichen Erinnerungstücken. Am nächsten Tag wird der Tote am Friedhof dann wieder feierlich verabschiedet.

Fast wie beim Unabhängigkeitstag fiebert Guanajuato auch dem *Día de los muertos* schon wochenlang vorher entge-



Día de los muertos: Dekoration



Deutschland fällt mir leider nicht der Tag der Deutschen Einheit ein, sondern die Feiern nach den WM-Siegen der Fußball-Nationalmannschaft.

Allerheiligen auf mexikanisch

Mein Lieblingsladen in Guanajuato ist *La Catrina* – übrigens auch mein mexikanischer Name, Kathrin konnte sich keiner richtig merken. Sehr schmeichelt das aber nicht, denn die Catrina ist ein überdimensionales Skelett in schicken Frauenkleidern. Der Laden *La Catrina* verkauft typisch mexikanische Süßigkeiten, zum Beispiel die leckeren, aber auch

sind diese Figuren vor allem am *Día de los muertos* am 2. November. Dieser Tag hat sich ursprünglich aus einer Mischung katholischer und aztekischer Glaubensvorstellungen entwickelt und mit unserem Allerheiligen nicht mehr viel gemein.

Zwar gehen die Mexikaner auch auf den Friedhof – aber nicht im grauen Mantel und mit leicht angeödetem Blick, sondern mit einem Picknickkorb voller Essen. Neben dem Lieblingsessen der Verstorbenen enthält der Korb auch das typische *pan de los muertos*, das Totenbrot und Süßigkeiten aus Zuckerguss in Totenkopfform, die *alfeñiques*. Je nach Region ziehen sich die Feierlichkeiten sogar über mehrere Tage. Vom ersten auf den zweiten November werden die Toten zu Hause begrüßt, denn an diesem Tag kehren sie nach aztekischen

gen. Aus jedem Schaufenster grinsen mir Totenköpfe und Skelette entgegen und Stände, die *alfeñiques* verkaufen, schießen schon Mitte Oktober in großer Zahl empor.

„Dieses Heim ist katholisch“

Eine bunte Mischung katholischer und traditionell indigener Glaubensvorstellungen ist es, was viele mexikanische Bräuche und Festlichkeiten einzigartig macht. Generell ist der Katholizismus aber noch sehr viel strenger als in Süddeutschland. „Dieses Heim ist katholisch. Wir akzeptieren weder Propaganda von Protestanten noch

von anderen Sekten“ – Schilder mit dieser Vorwarnung zieren so manche Tür. In der Kathedrale von Guadalajara und dem Wallfahrtsort Cubilete, einer riesigen Jesusstatue, ähnlich der in Rio de Janeiro, sehe ich Menschen auf den Knien zum Altar rutschen. Die Heiligenverehrung konzentriert sich besonders auf die *virgen*, die Jungfrau Maria. Mal heißt sie *virgen de los dolores*, mal *virgen de la salud* – fast jede Kirche hat ihre eigene Jungfrau oder einen eigenen *señor*, eine Jesusfigur also. Ein bisschen seltsam kommt es mir schon vor, als ich im Städtchen Tzintzuntzan im Bundesstaat Michoacán Zeuge werde, wie eine lange Prozession darauf wartet, eine hölzerne Jesuspuppe berühren zu dürfen, von der im Anschluss mit großem Erfolg kleine Bildchen verkauft werden. Fast als würden hier in erster Linie die Statuen verehrt – vielleicht kommt auch das aus der Zeit der spanischen Eroberung, als die Azteken hinter den von den Spaniern aufgedrängten Figuren noch Bilder ihrer eigenen Götter aufstellten. Andererseits ist es in manchem bayerischen Wallfahrtsort, etwa Altötting, wohl auch nicht so viel anders.

Auch auf das tägliche Leben nimmt der katholische Glauben viel mehr Einfluss als im pragmatischen Deutschland. Konservative Moralvorstellungen sind in der Religion verwurzelt, und es ist durchaus üblich, (zumindest vorgeblich) als Jungfrau in die Ehe zu gehen. Dass Studentenpaare zusammenleben, ist im konservativen Guanajuato fast undenkbar und gemischtgeschlechtliche Wohngemeinschaften muss man mit der Lupe suchen. Pärchen treffen sich in den Parks, denn daheim bei den Eltern und sogar bei manchen überfürsorglichen Vermietern ist es oft nicht möglich, auch mal alleine zu sein. Einige Mädchen in meinem Alter dürfen sogar nicht nach zehn Uhr abends aus dem Haus – was allerdings ein sehr seltenes Extrem ist.

Fiesta mexicana mit Humptata- Musik

Weggehen in Mexiko ist nicht viel anders als bei uns – Donnerstag ist der bevor-

zugte Tag für die Fiestas in den studentischen Wohngemeinschaften. Selbst nimmt man Soda, Bier oder was zum Knabbern mit, die Gastgeber haben meist riesige Kanister von *agua loca* auf Lager – verrücktem Wasser! Das mit Zucker und unterschiedlichem Aroma versetzte Wasser (Reiswasser, Mango, Tamarinde ...) trinken Mexikaner gern zum Essen – verrückt wird das Wasser schnell, wenn man es mit genug billigem Schnaps panscht. Aus den Boxen dröhnt lateinamerikanische Musik: das ist Salsa, Reggeaton und Merengue, das ist aber vor allem Banda und Norteño – mexikanische Blasmusik, und dazu schwingt man das Tanzbein, natürlich im Paartanz.

Diese typisch mexikanische Musik war übrigens eines meiner ersten Schockerlebnisse. Gerade erst angekommen, steige ich am zweiten Tag in einen Bus, der Fahrer macht die Musik an und plötzlich schallt mir in voller Lautstärke bayerische Humpata-Musik entgegen – jäh fühle ich mich zurückversetzt in meine Grundschuldage und die tägliche Fahrt mit unserem Busfahrer Sepp, einem ausgemachten Volksmusikfreund. Denn Banda und Norteño hören sich in meinen Ohren tatsächlich an wie bayerische Blasmusik – wenn auch die Texte mit den Heimatliedern der Kastelruther Spatzen wenig gemeinsam haben. Jedenfalls ist diese Musik nicht nur bei Bus- und Taxifahrern, sondern auch auf jeder Studentenparty absolute Renner.

Von Heuschrecken und Vulkanen

In meiner Freizeit versuche ich, weitere Teile des Landes kennenzulernen. So leicht ist das gar nicht, immerhin ist Mexiko fast fünfmal so groß wie Deutschland. Trotzdem erlebe ich einiges, wenn ich mich mit Primera Plus, einem Luxusbusunternehmen mit moderaten Preisen, von dem sich die Deutsche Bahn ruhig mal eine Scheibe abschneiden könnte, auf Reisen begeben. In Oaxaca, weiter im Süden des Landes esse ich *chapulines*, gegrillte Heuschrecken und bewundere die typische Handwerkskunst des Staates, gewebte Teppiche, schwarzen Ton und buntbemalte Holztiere, die *alebrijes*. Ich stehe auf dem Zócalo in Mexiko-

Stadt und sonne mich an einem einsamen Strand an der Pazifikküste. In Michoacán kämpfe ich mich durch das Lavafeld auf den Vulkan Parícutín, der erst vor 50 Jahren innerhalb weniger Tage aus dem Boden herausgewachsen ist. Von dem Dörfchen, das er verschlungen hat, steht heute nur noch die Ruine des Kirchturms.

Im Nachbardorf bleiben wir zwei Nächte. Dort spricht die Bevölkerung nach wie vor Purépecha. Ich finde es schön, wie sich in diesem abgeschiedenen Ort alte Bräuche noch aufrecht erhalten. Die Frauen tragen traditionelle Gewänder, doch die Männer sind nur in Jeans und Puma-T-Shirt anzutreffen – sie fahren zum Arbeiten in die Stadt. Die insgesamt 62 seit 2003 offiziell als Nationalsprachen anerkannten, indigenen Sprachen sind nicht mehr in vielen Ortschaften so lebendig – zu lange wurden sie zugunsten der einseitigen Erziehung in Spanisch unterdrückt.

Natürlich besuche ich auch die Pyramiden. Ich besteige die Sonnenpyramide in Teotihuacán und schlendere durch die Pyramidenstadt Monte Albán in Oaxaca. Bereits lange vor der spanischen Eroberung bevölkerten zahlreiche hochentwickelte Kulturen das heutige Mexiko. Später unterwarf das aztekische Imperium den Großteil des Gebietes. Die meisten der tributpflichtigen Völker waren mit der politischen Situation äußerst unzufrieden – einer der Hauptgründe, warum Hernán Cortés mit einem unterlegenen Heer von Spaniern gegen die Kriegsmacht der Azteken ankam: Er schaffte es, die richtigen Bündnisse zu schließen.

Auch an den Wochenenden unternehme ich viel. Ich gehe zum Zelten in die Berge und trete fast auf eine Klapperschlange, ich esse frische Tunas, die Frucht eines Kaktus, ich unternehme eine Radtour in der Sierra und stoße auf kleine, abgeschiedene Dörfer. Oft sind sie nur mit Frauen bevölkert – die Männer sind zum Arbeiten in die USA gegangen. Und immer gibt es jemanden der seine Musik so laut aufdreht, dass das ganze Dorf etwas davon hat: natürlich Banda.

P.S.: Meine Korrekturleser haben mich als Erstes gefragt, wie denn nun Heuschrecken schmecken würden. Die Antwort lautet: selbstverständlich nach Zitronensaft und Chili.

Hinweis

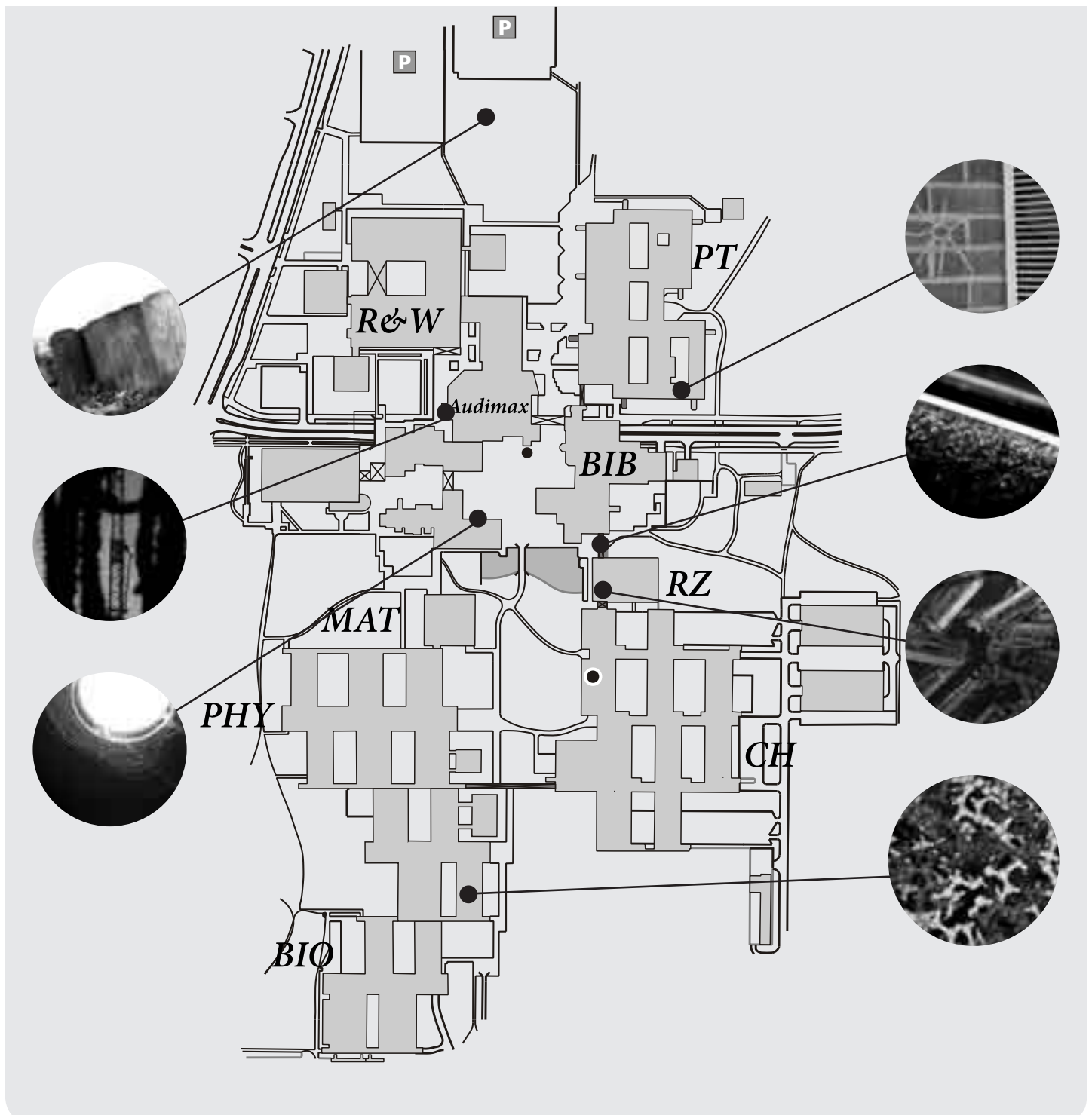
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wieder.

Die Lautschrift stellt ihrem Selbstverständnis nach eine offene Plattform für alle Studierenden der Universität Regensburg dar. Sie will dadurch einen Beitrag zur ›Förderung der geistigen, musischen und sportlichen Interessen der Studierenden‹ (Art. 52 Abs. 4 BayHschG) leisten.

Danksagung

Wir bedanken uns ganz herzlich bei unseren Werbepartnern und bei allen, die dazu beigetragen haben, dass dieses Projekt verwirklicht werden konnte. Besonderer Dank gebührt Prof. Daiber und seiner „Schreibwerkstatt“ sowie unseren „Korrespondenten“ Jan und Alexandra.

Wie gut kennst du unseren Campus? Auflösung



Lust auf fair?



Durch fair gehandelte Produkte wird den Erzeugern der Waren ein Preis für ihre Produkte garantiert, der ihnen ein menschenwürdiges Leben ermöglicht. Viele Bauern in den Ländern Südamerikas, Asiens und Afrikas können ihre Waren nur zu Dumpingpreisen an europäische oder nordamerikanische Konzerne verkaufen. Verarmung, Landflucht und Zerstörung schützenswerter ökologischer Ressourcen sind die Folge dieser Entwicklung.

Wer fair gehandelte Produkte kauft, leistet einen echten Beitrag zur Armutsbekämpfung und zum Umweltschutz in den Entwicklungsländern.

Der »AK UniFair« verkauft jeweils einmal im Monat fair gehandelte Produkte vor der PT-Cafete (ca. 12–14 Uhr). Leute, die beim Verkauf mithelfen wollen, sind immer gerne gesehen!

AK UniFair
Kontakte ak-unifair@web.de